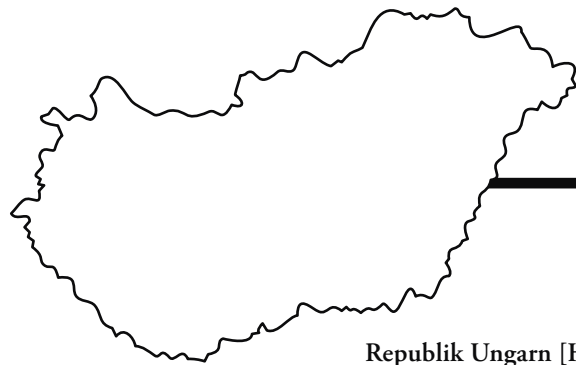


Die literarische Übersetzung ist die wahr-
scheinlich bekannteste bzw. in der Öffent-
lichkeit meistdiskutierte Erscheinungsform
des Übersetzens, macht jedoch nur einen
geringen Anteil des Übersetzungsmarktes
aus. Im Vergleich zu Übersetzern von
Gebrauchstexten erzielen literarische Über-
setzer in der Regel ein deutlich geringeres
Einkommen, weshalb die Entscheidung
für diesen Beruf wohl in den meisten
Fällen in der persönlichen Begeisterung
für Literatur bzw. für eine bestimmte
Sprache und Kultur begründet liegt.
Literarische Übersetzungen spielen eine
interkulturellen Austausch, das Bild an-
derer Kulturen in einer bestimmten Sprach-
gemeinschaft und die Entwicklung nation-
aler Kultur und Identität. Ein bekanntes
Beispiel für die Bedeutung der Auseinan-
dersetzung mit fremden Literaturen ist die
Epoche der deutschen Romantik, in der





Republik Ungarn [H]
Fläche: 93.000 km²
Einwohner: 10.117.000
Hauptstadt: Budapest
Sprache: Ungarisch
Währung: Forint

Lectori Salutem!

Im April 2006 luden wir Lektoren und Redakteure zu einer Manuskriptbörse ein. Im Caféhaus des Collegium Hungaricum Berlin wurden Probeübersetzungen präsentiert – von ungarischen Büchern, die noch keinen Verlag gefunden haben. Ergänzend dazu bereiteten wir Annotationen zu den Büchern, biographische Daten der Autoren, Fotos und teilweise in Ungarn veröffentlichte Kritiken über die Werke vor. Unser Fundus umfasst inzwischen Werke von über dreißig Autoren – die Arbeit von mehr als zehn Übersetzern.

Der Präsentation der Manuskripte folgten kurze Lesungen. Wir versprachen, über den Abend hinaus weitere Informationen über Autoren und Bücher zur Verfügung zu stellen, falls das eine oder andere Manuskript Interesse geweckt hat.

Nun sind ein paar Monate verstrichen und wir möchten mit diesem Heft n°4 einen Beitrag dazu leisten, für die bis jetzt „heimatlosen“ Texte ein neues Zuhause zu finden.

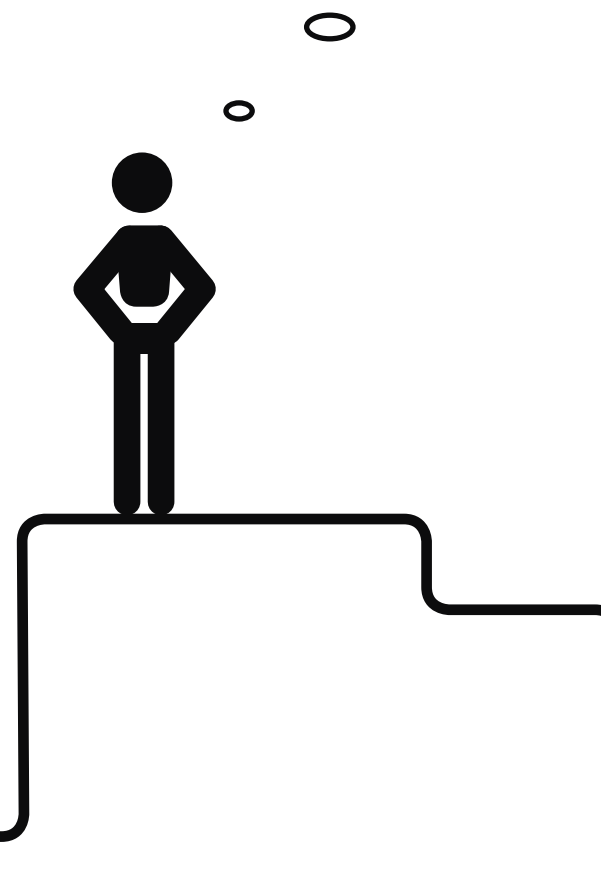
Dafür baten wir einige Übersetzer, sich kurz vorzustellen und ihre Texte anhand eines ausgewählten Ausschnittes Ihrer Aufmerksamkeit zu empfehlen.

Das vollständige Material, also jene Texte, die eine Veröffentlichung in Deutschland suchen, werden auf der Website des Collegium Hungaricum Berlin einsehbar sein. Es sind ganz unterschiedliche Texte: Dramen, Romane, Novellen, Kinderliteratur, Reiseliteratur, Gedichte. Auf der Internetseite möchten wir außerdem auch die Vorstellung der Übersetzer fortsetzen: www.hungaricum.de/hubook

In unserem Heft n°1 haben wir Dóra Károlyi und den Übersetzerfonds der Stiftung Ungarisches Buch vorgestellt. Auf die Möglichkeit, dort Zuschüsse für Übersetzungen zu beantragen, möchten wir erneut hinweisen.

Betrachten Sie also dieses Heft als Appetithäppchen und fragen Sie uns gerne nach weiteren Texten und ausführlicheren Informationen. Die Autoren und Übersetzer freuen sich auf Ihr Interesse.

Valéria Lengyel, Emilia Nagy und Dr. György Fehéri



HuBook
Hungarian Book Information
Collegium Hungaricum
Karl-Liebknecht-Str. 9
D - 10178 Berlin
Tel + 49 30 24 78 11 14
hubook@hungaricum.de

Éva Zádor

Am 24. September 1966 wurde ich in Frankfurt am Main als Kind ungarischer Eltern geboren und bin zweisprachig aufgewachsen. In Göttingen habe ich dann Finnougristik und Germanistik studiert. Seit elf Jahren lebe ich nun in der Nähe von Budapest und bin als Übersetzerin und Lektorin tätig.

Natürlich kann man vom literarischen Übersetzen allein nicht leben, daher übersetze ich auch Texte anderer Art, doch bereitet mir die Übersetzung literarischer Werke die größte Freude. Ich habe mich schon immer mit Literatur beschäftigt und es ist mir – zwischen zwei Kulturen groß geworden – schon immer ein Anliegen gewesen, ein ungarisches Werk, das mir gefällt, auch dem deutschsprachigen Lesepublikum zugänglich zu machen. Dieses Ziel verfolgt auch die literarische Zeitschrift „Drei Raben“, die ungarische Literatur in deutscher Sprache präsentiert und bei deren Redaktion ich mitarbeite. Es sind bereits von mir übersetzte Romane in Deutschland und Österreich erschienen, so etwa in diesem Jahr „Die Weiterlebenden“ von Géza Ottlik.

Es gibt selbstverständlich viele Autoren, von denen ich denke, dass sie es wert wären, übersetzt zu werden. Daher ist es nicht einfach nur einige herauszupicken. Zu der Ausstellung im Berliner Haus Ungarn habe ich daher Probeübersetzungen von folgenden Autoren geschickt: Gábor Németh, Zoltán Kőrösi, Alaine Polcz, János Háý, Endre Kukorelly, Gergely Péterfy, László Darvasi, Attila Balázs, Ildikó Boldizsár, Ferenc Szijj. Diese Übersetzungen sind allesamt entweder noch nicht erschienen, oder wurden in der oben genannten Zeitschrift publiziert. Manche sind auch auf der Homepage des Budapester Literaturmuseums Petöfi zu lesen.

Es gibt unter diesen Übersetzungen im Grunde genommen zwei, die mir besonders am Herzen liegen: zum einen der Roman von Gábor Németh mit dem Titel „Bist du Jude?“, zum anderen der autobiografische Roman von Alaine Polcz „Frau an der Front“, der bereits in viele Sprachen (Italienisch, Französisch, Englisch, Slowakisch, Kroatisch, Serbisch, Russisch und Rumänisch) übersetzt wurde.

Den Roman von Gábor Németh, der im Übrigen im Jahr 2004 mit einem Preis ausgezeichnet wurde, halte ich für eines der besten ungarischen Werke der vergangenen Jahre. Der Ich-Erzähler erinnert sich an seine Kindheit zurück, als er bei einem Kinobesuch als Schulkind im Grunde genommen zufällig einen Dokumentarfilm über Auschwitz sieht. Er ist sich sicher, auch er selbst muss Jude, muss Teil dieses Verbrechens sein, muss zu den Opfern gehören, die auf diese schreckliche Art bestraft wurden, und beginnt daher Nachforschungen über seine katholische und zugleich kommunistische Familie anzustellen. Indem er sich an die schmerzhaften Momente seiner Kindheit erinnert, sucht er nach dem Ursprung für sein Gefühl des Fremdseins, welches allerdings keine Frage der Herkunft, sondern des Missverständnisses ist. Der provokative Titel des Romans ist somit in gewisser Weise irreführend, denn es handelt sich nicht um einen Roman mit jüdischer Thematik, es geht nicht darum, dass der Autor oder der Leser oder irgendjemand anders Jude wäre. So schreibt der Autor Vilmos Csaplár: „Das Buch von Gábor Németh ist eine Kindheitsreflexion nach dem Holocaust, in der die Wirklichkeit des sozialistischen Ungarns auf eine Weise erscheint, dass sie nicht erscheint.“

Der andere Roman, „Frau an der Front“, von Alaine Polcz handelt von den Erinnerungen der Autorin an die Schrecken, die sie als junge Frau im Zweiten Weltkrieg in Siebenbürgen durchleben musste, und hat mich tief berührt. Mit dem Erzählen der erschütternden Geschichte ihrer eigenen Demütigung legt sie ein authentisches, unvoreingenommenes und daher ein entscheidendes und ewig gültiges Zeugnis vom menschlichen Schicksal ab. Aus dem „auf die Wand der Weltgeschichte gemalten Privatfresko“ von Alaine Polcz enthüllt sich dem Leser das persönliche, brutale, menschliche und hinfällige Gesicht des Krieges.

Éva Zádor

Mátyás kir. u. 27

H-2085 Pilisvörösvár

Tel + 36 26 33 13 13

zador.eva@freemail.hu

Leseprobe

Gábor Németh „Bist du Jude?“

Ich schämte mich zutiefst dafür, dass ich mich vor meinem Judentum fürchtete.

Von dieser Furcht hätte ich sprechen müssen. Die Scham und die Furcht hätte ich zu Wort bringen müssen. Doch die jüdische Scham steckte tiefer als die jüdische Rede. Zu tief steckte das Grauen vor der unbekanntem Sünde, die wir begangen hatten. Die unvorstellbare Größe der Sünde steigerte zudem meine tagtägliche Erfahrung, dass wir alle so tun, meine Mutter, mein Vater, meine Großeltern, meine Komplizen also, als wären wir keine Juden.

Das Schweigen verstand ich, ihre gespielte Ruhe nicht.

Es kam die Zeit, da ich versuchte, mit vorsichtigen Fragen an ihr zu kratzen.

Der Gesprächsgegenstand konnte natürlich nicht das Geheimnis selbst sein. Meine Fragen bezogen sich auf die Religion und auf Gott, denn das hatte sich irgendwie herausgestellt, wenn ich nur wüsste wie, dass die Tatsache, dass wir geheime Juden sind, mit Ihm zu tun hat. Ich rechnete mit ihrem Schluchzen, mit dem Schluchzen der bekehrten Sünder, damit, dass sie im Schluchzen gereinigt und befreit mit mir die jüdische Scham teilen, irgendwie meine geheime, jüdische Furcht auflösen würden.

Es geschah nichts Besonderes.

Sie erzählten, dass ich römisch-katholisch sei wie mein Vater, dass sie mich römisch-katholisch getauft hätten, meine Mutter sei zwar reformiert, aber so sei das nun mal üblich, aus irgendeinem Grund sei es nach dem Glauben des Vaters üblich, natürlich müsse man das Ganze nicht zu ernst nehmen, eigentlich sei das Ganze wegen meiner Großmutter gewesen.

Wir seien Kommunisten, wir würden nicht an Gott glauben, denn wir bräuchten ihn nicht. Hier, auf der Erde müsse man das Himmelreich schaffen. Hier müssten wir in Frieden und Gerechtigkeit leben. Natürlich dürfe man die Gläubigen, die Armen, nicht verspotten, jeder habe das Recht auf Glückseligkeit. Den Glauben anderer müsse man in Ehren halten.

Ich wusste, sie lügen.

Nicht so, dass die Geschichte von meiner Taufe eine Lüge gewesen wäre, sondern dass offensichtlich sie auch wissen, so wie ich, dass dies nichts am Wesentlichen ändert, daran, dass wir in Wirklichkeit Juden sind. Das Judentum, also die Sünde, kann nicht mit ein paar Tropfen Weihwasser abgewaschen werden. Es war schrecklich, dass ich sie für verlogen halten musste, doch noch schrecklicher war, dass ich das Gefühl hatte, die Lüge sei in ihrem Wesen gewiss gleich mit unserem Judentum und mit der Sünde, die wir einst begangen hatten. Und unsere größte Sünde war vielleicht gerade das, dass wir so taten, als seien wir unschuldig.

So dachte ich ganz bis zu jenem schummerigen Nachmittag, als meine Großmutter, im anderen Zimmer, hinter dem Milchglas meinem Vater von einem entfernten Bekannten erzählend, die Stimme etwas senkte und mit einer unbeschreiblichen, heute würde ich vielleicht sagen, eher positiv diskriminativen, also in der endgültigen Analyse mit jener der Salon-Antisemiten übereinstimmenden Betonung das Wort aussprach: Jude.

Das Irgendwas fiel mir vom Herzen, es war, als habe man etwas heruntergerissen, so. Wie wenn meine Mutter ein verdrehtes Pflaster herunterreißt. Sie wissen es nicht, sagte eine Stimme, endlich konnte alles vergeben werden.

Wenn sie es nicht wissen, dann muss ich sie nie mehr für verlogen halten. Und erst mein zweiter Gedanke war, dass ich mit dem Wissen auf ewig allein blieb. Kannst es dir in die Haare schmieren. Für die Katz’.

Es vergingen Jahre, an die ich mich kaum erinnere. In der Schule begann ich natürlich besser hinzuhören. Wie wenn du, sagen wir, einen SAAB kaufst und es sich sofort herausstellt, wie viele davon auf der Straße fahren. Ich begann zu hören, Jude, ich hörte das Wort Jude aus der Masse heraus, es wurde nur auf eine Weise verwendet. arschloch, Wichser, Scheißdreck, Jude, du Hurensohn, verpiss dich, du schwule Sau, dreckiger Zigeuner. Das ist so ungefähr das Repertoire, in dieser Reihe reiht sich Jude ein, so ernst kann man das nehmen. [...]

Wenn sie dich als Jude beschimpfen, bedeutet es gerade deshalb, in diesem Sinn nicht, dass du Jude bist, dachte ich damals irrtümlicherweise. Ich wusste noch nicht, dass es dort draußen, außerhalb der Schule jedoch genau so ist, da ist der der Jude, der so wie einer aussieht, ja nicht einmal, er braucht nicht so aussehen, es reicht, wenn sie ihn als einen ansehen oder einfach dafür halten. Für einen Juden halten, wie das Huhn zum Schlachten.

Mich hielten sie nicht dafür.

Damals noch nicht.

Sie beschimpften mich nicht als Jude, sondern als Nazi.

Übersetzung von Éva Zádor

„Zsidó vagy?“

Kalligram, 2004

Leseprobe

Alaine Polcz „Frau an der Front“

Ich wollte meiner Mutter sagen, daß ich gerne bei ihnen bleiben würde, doch ich konnte es nicht, und um János hatte ich noch immer Angst. (Zu der Zeit galt er schon als Deserteur.) Alle beneideten uns, an was für einem sicheren, guten Ort wir wären!

Wir gingen nach Csákvár zurück. Wir verabschiedeten uns von meiner Mutter. Der Armen war das Herz sehr schwer. Von Vater wußte sie nichts, Egon war Deserteur. Irénke hatte Angst vor den Russen und wollte mit einem Sanitätszug in den Westen gehen. (Am nächsten Tag ging sie auch.) Meine Mutter umarmte mich: „Wie gut, daß ich wenigstens, was dich angeht, beruhigt sein kann.“ Sie war János dankbar, daß er ihren teuersten Liebling an einen so guten Ort gebracht hatte, und sie mochte ihn. [...]

Einmal kam ein russischer Soldat in den Keller, ich schlief. Er weckte mich aus dem Schlaf, beugte sich über mich, schüttelte mich wach. Die gleiche junge Frau, welche die Wunde auf meinem Rücken bemerkt hatte, sagte, daß mein Gesicht so ausgesehen hätte wie das eines Pferdes – vor Entsetzen. Meine Nasenflügel hätten sich geweitet und gezittert, die Adern auf meiner Stirn wären angeschwollen und auch meine Pupillen wären merkwürdig groß geworden. Aber das war nur der erste Augenblick.

Dann begann das Feilschen, das Flehen auf Rumänisch. Auf Ungarisch flehte ich hingegen die anderen an: Hier ist die Kommandantur in der Nähe, kann denn nicht jemand rübergehen und Bescheid sagen! Bittet um Hilfe! Oder schickt ein Kind rüber, ihr wißt doch, daß die Russen den Kindern nichts tun. – Aber nein, niemand regte sich. Achtzig Menschen hörten untätig mein Flehen.

Ich zeigte ihnen, daß ich den Lauf des Maschinengewehrs zuhalten würde, meine Handfläche daranhalten würde, damit der Soldat nicht schießen könne. Sie hatten Angst, schwiegen und duldeten, daß ich vor ihnen und den Kindern vergewaltigt wurde.

Wie machen sie das wohl mit sich selbst ab? Und wie kann ich es mit mir abmachen, wenn ich nicht helfe, weil ich Angst habe – und wie oft helfe ich nicht...

Ich wache auch aus dem tiefsten Schlaf auf, wenn draußen auf der Straße jemand schreit. Ich renne auf den Balkon hinaus, um herauszufinden, was passiert, ich denke, ich schmeiße etwas runter, eine Vase, einen Blumentopf, ich muß etwas tun, weil jetzt jemand um Hilfe ruft, und ich weiß, daß die Menschen nicht aus den Häusern kommen.

Als ich um Hilfe rief, regte sich keiner... Dabei schauten sie aus den Fenstern. (Besiegt die Angst alles, und nicht die Liebe?)

In jener Nacht, als ich aus der Pfarrei geflohen war, hatte mich niemand aufgenommen, dann, um einiges später, war ich in einer kleinen ungarischen Stadt auf die Straße verbannt – ich flehte vergebens, daß man mich nur in den Keller lassen solle oder auf einen Stuhl im Flur oder in den Stall – nein, nein, und wieder nein. Im Winter kann man die Nacht nicht ohne Dach über dem Kopf verbringen. Gegen Morgen wirst du auf jeden Fall müde, und wenn du dich setzt, dann erfrierst du. Ich habe Angst, wenn ich in einer fremden Stadt alleine auf den nächtlichen Straßen bin. Ich könnte auch Angst davor haben, daß man mich überfällt, denn das kann auch zu Friedenszeiten in Budapest geschehen. Doch ich habe eher vor dem Ausgeschlossensein Angst.

Miklós sagte einmal, daß ich deshalb angegriffen werde, weil ich wie eine verschlossene Schachtel bin und man neugierig ist, was sich drinnen verbirgt. Ich weiß nicht. Auf jeden Fall bin ich oft angegriffen worden. Und ich habe gelernt, daß ich mich einem Mann nicht entgegenstellen kann, ich bin schwächer, verteidigen kann man sich nicht, schlagen kann man nicht, weil sie stärker schlagen, weglaufen kann man nicht, weil sie einen einholen. Auch der Rat nutzt nicht viel, daß man dem Angreifer in das Geschlechtsteil treten soll, tritt ihm zwischen die Beine oder wie man heute sagt: tritt ihm in die Eier! Den ersten Tritt kannst du machen, aber im nächsten Augenblick bist du am Boden, und dann stehst du wahrscheinlich auch nicht mehr auf, weil sie dich erledigen.

Aber warum damals im Keller so viele Menschen Angst hatten, warum sie sich nicht trauten zu helfen? Es ist verständlich, und doch wundere ich mich, wenn es mir einfällt, was nur selten geschieht. [...]

Ich weiß nicht, wie ich einmal in die Situation gekommen war, daß dort eine Reihe Soldaten stand, und ich zeigen mußte, welcher mich vergewaltigt hatte. Ich erinnere mich nur undeutlich: Ich ging an einem kalten Wintermorgen an der Reihe vorbei, dort standen die Soldaten stramm, gerade, in Habtachtstellung. Links neben mir zwei Offiziere, sie begleiteten mich. Als ich an der Reihe vorbeiging, blieben sie ein wenig zurück. In den Augen des einen Soldaten sah ich die Angst. Er hatte blaue Augen, ein ganz junger Mann. Aus dieser Angst wußte ich, daß er es gewesen war. Aber es war so stark, so entsetzlich, was in seinen Augen aufblitzte, daß ich sofort spürte: Es geht nicht. Es hat überhaupt keinen Sinn, daß man diesen jungen Mann tötet. Warum ihn, wenn die anderen nicht? Und einen einzigen, warum auch?

Übersetzung von Éva Zádor
„Asszony a fronton“
Jelenkor, 2005

Angelika Máté

Ich wurde 1952 in Leipzig geboren. Von 1972 an lebte ich in Ungarn und arbeitete dort bis 1987 hauptberuflich als Lektorin bei der deutschsprachigen Zeitschrift „Budapester Rundschau“ und begann zunehmend für verschiedene Zeitschriften und Buchverlage zu übersetzen. Seit 1992 lebe ich wieder in Deutschland.

Ich habe in Ungarn die ungarische Literatur lieben gelernt. Ich bin der Meinung, dass sie immer noch nicht ihrer Bedeutung und Schönheit entsprechend auf dem deutschen Buchmarkt vertreten ist.

1997 erhielt ich den Hauptpreis beim Preisausschreiben des ungarischen Ministeriums für Kultur für die Übersetzung der Texte „Ladengeschichten“ und „Schrankgeschichten“ von Alice Mosonyi, die in Deutschland aber bisher leider keinen Verleger gefunden haben. Ich empfehle diese Werke in die Aufmerksamkeit der Lektoren einerseits, weil sie das einzige Übersetzte sind, das ich noch unveröffentlicht in der Schublade habe. Andererseits, weil ich diese beiden Büchlein als wahre Kleinode empfinde und es sehr schade ist, dass bisher kein deutscher Verlag angebissen hat. Ich wurde oft an Kinderbuchverlage verwiesen – was eigentlich zeigt, dass der Hintersinn in diesen kleinen Geschichten, die durchaus auch für Kinder gedacht sind, gar nicht erkannt wurde. Vielleicht ändert sich das ja durch einen glücklichen Zufall doch noch?

Ich würde sehr gern mal ein Buch von einer ungarischen Schriftstellerin übersetzen. Sehr gut gefallen hat mir zum Beispiel Katalin Saáds „Négyszemközt“ (Unter vier Augen), ein Tagebuch, das Einblick in das Leben einer ungarischen Frau (wenn auch nicht der alltäglichen Frau) von den 50er Jahren an bis in die 90er hinein gewährt. Auch György Ferdinándy, der als Emigrant (Hochschulprofessor auf einer Südseeinsel) ein völlig neues Genre in der ungarischen Literatur eingeführt hat, weckte mein Interesse. Seine Werke gehören französisch schon zur Weltliteratur. Besonders interessant sind seine Erinnerungen an seine Kindheit und Jugend (als Busschaffner) in Budapest, seine Flucht 1956 nach Frankreich und die puritanisch gehaltenen Krankheitsgeschichten des alternden Mannes.

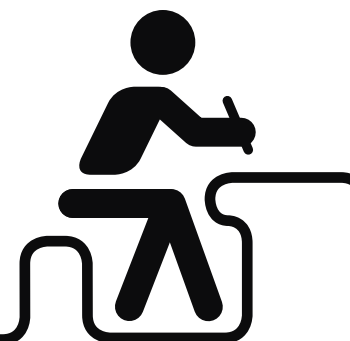
Bücher, die ich zuletzt übersetzte sind: Drei Bücher von Béla Zsolt: „Neun Koffer“ (Verlag Neue Kritik), „Eine seltsame Ehe“ (Verlag Neue Kritik) und „Ich heirate mal einen Engländer“ (Verlag Neue Kritik, in Vorbereitung), sowie Imre Kertész: „Detektivgeschichte“ (Rowohlt Verlag) und Péter Esterházy: „Die sanfte Freiheit des Rausches“ (in „Einführung in die schöne Literatur“, Berlin Verlag).

Angelika Máté

Tel + 49 30 48 63 80 72

Fax + 49 30 48 63 80 73

angelika_mate@yahoo.de



Leseprobe

Aliz Mosonyi „Ladengeschichten“

Laden der guten Ratschläge Im Laden der Guten Ratschläge läuft die Besitzerin, Frau Doktor Aufundab auf und ab. Es kommen die Kunden und fragen: „Sagen Sie mir, Frau Doktor Aufundab, Stein oder Schere, offen oder heimlich, wach oder im Traume, rot oder schwarz, Tür oder Fenster, öffnen oder schließen, auf Biegen oder Brechen, Honig oder Butter, eher oder später, Feuer oder Flamme, auf Leben oder Tod?“ Frau Doktor Aufundab geht im Laden auf und ab: „Womöglich Stein, womöglich Schere, womöglich offen, womöglich heimlich, womöglich im Traume, womöglich rot, womöglich schwarz, womöglich Tür, womöglich Fenster, womöglich öffnen, womöglich schließen, womöglich auf Brechen, womöglich auf Biegen, womöglich Honig, womöglich Butter, womöglich eher, womöglich später, womöglich Feuer, womöglich Flamme, womöglich lebend, womöglich tot. Nun gehen Sie schön nach Haus.“

Laden der alten Freundinnen Im Laden der alten Freundinnen summen zwei dicke Damen vor sich hin und schauen in ihr kleines Fernglas. „Ich sehe in die Zukunft“, summt die eine. „Ich sehe nur Gutes.“ „Nein, ich sehe in die Zukunft“, summt die andere, „und ich sehe nur Schlechtes.“ „Ohne mich kommst du nicht weit“, summt die eine. „Nein, du kommst nicht weit ohne mich“, summt die andere. „Darüber werden wir uns nicht streiten“, summt die eine. „Darüber nicht“, summt die andere.

Laden der Erfrischungen und Erquickungen Im Laden der Erfrischungen und Erquickungen ist alles so frisch! Alles so erquickend! Die jungen Verkäuferinnen flitzen frisch und erquickend umher. Einen Atemzug Luft? Bittesehr! Zwei Atemzüge? Die Luft ist frisch, erquickend!

Laden der Überstürzungen Im Laden der Überstürzungen steht das Fräulein hinter dem Ladentisch und fragt sofort, wenn ein Kunde eintritt: „Sofort?“ „Sofort“, sagt der Kunde, und schon hat er es überstürzt.

Laden der Schutzengel In den Laden der Schutzengel kann man nicht hineingehen, nur hineinschauen. BITTE HIER HINEINSEUFZEN, steht da angeschrieben, und sie hören es sich dann an, legen das Strick- oder Häkelzeug beiseite und ziehen sogleich los, wenn es sein muss. Wenn es aber ihrer Meinung nach nicht sein muss, stricken und häkeln sie seelenruhig weiter.

Laden der Honigbonbons In den Laden der Honigbonbons kommen die Kunden in Scharen und verlangen Honigbonbons. „Es fällt Ihnen einfach so

ein, dass Sie Honigbonbons wollen, und dann kommen Sie her und verlangen welche?!“, schreit das Fräulein hinterm Ladentisch. „Einfach so? Bonbons kaufen und verschmausen? Eins nach dem anderen? Und wenn sie alle sind, kaufen wir uns noch welche? Einfach so? Sie bilden sich ein, das kann man einfach so machen? Immer kommen, immer kaufen? Na, machen Sie, dass Sie wegkommen! Ohne Bonbons! Einfach so!“

Als die Kunden endlich gehen, schließt das Fräulein die Tür hinter ihnen ab, holt ihre Bonbonschachteln hervor und betrachtet ihre Honigbonbons. „Ich könnte die alle aufessen, jederzeit! Wann ich nur will.“

Knopfladen des kleinen Onkels Der Knopfladen des kleinen Onkels hat Tag und Nacht geöffnet. Der Kleine Onkel hält die Knöpfe in 101 Schubladen, hundert zieht er auf, zeigt dem Kunden jeden Knopf, hier findet man Knöpfe für alle Kleider der Welt, und doch gibt es welche, die auch die 101. Schublade ansehen wollen. „Diese Schublade ist leer“, sagt der Kleine Onkel und zeigt die 101. Schublade keinem. Nur nachts, wenn er alleine ist, zieht er sie manchmal behutsam auf, und diese Schublade ist mit Sternen gefüllt, mit den Sternen des Himmels, und zieht er sie noch weiter auf, ist große Helligkeit, man kann ein wenig ins Himmelreich hineinsehen und hören, wie die Engel flüstern.

Teufelsladen Im Teufelsladen kann man Teufel bekommen, was sonst? Die Teufel müsste man in Käfigen halten, aber keiner bleibt eingesperrt, denn Teufel lieben ihre Freiheit. Wird der Käfig geschlossen, haucht der Teufel nur auf das Schloss, und schon ist er draußen, wird der Schlüssel im Schloss umgedreht, isst der Teufel den Schlüssel einfach auf, und schon springt er frei herum und singt. Schöne Lieder kennt er nicht, aber Märsche, die ja, in denen man „Halihallo!“ huchzen und juchzen kann, seine Augen glänzen und er schlägt mit seinem Huf auf, wenn er die singt. Der Teufels Händler hat ein großes Grammophon aufgestellt und legt eine Platte nach der anderen auf. „Hört, meine lieben Kleinen, die schönen Opern!“, doch die Teufel schlucken nur huch juchz die Schlüssel und singen den ganzen Tag die Märsche.

Laden für Ein-Zwei-Minuten In den Laden für Ein-Zwei-Minuten kann man nur für ein, zwei Minuten hineingehen, denn wer nach ein, zwei Minuten nicht herauskommt, wird ganz dick. Ja und? Na und.

Übersetzung von Angelika Máté
„Boltosmesék“
Magvető, 2003

Leseprobe

Aliz Mosonyi „Schrankgeschichten“

Es war einmal ein Schrank, der hieß Marie. Und in diesem Schrank war ein Sack. Niemand kann wissen, was in dem Sack war, ob in dem Sack etwas war, ob dieser Sack überhaupt da war. Woher sollte das auch jemand, irgendjemand wissen, wo doch in dem Schrank nur dieser Sack war, wenn überhaupt. Das kann keiner erfahren, nirgends und niemals, das ist ein Geheimnis, dabei muss kein Geheimnis gewahrt werden, man kann es niederschreiben, so oft man will.

ES WAR EINMAL EIN SCHRANK; DER HIESS MARIE, UND IN DIESEM SCHRANK WAR EIN SACK.

Wir haben das mit großen Buchstaben niedergeschrieben, jeder kann es lesen, jeder kann es erfahren, und doch bleibt es für immer und ewig geheim, geheim, geheim.

Es war einmal ein Schrank, der hieß Marie. Und in diesen Schrank zog ein Schiffskapitän ein. Er hatte eine kleine grüne Tellermütze, und sonntags war er nicht zu zügeln, da wollte er um jeden Preis erzählen.

„Ich weiß eine wunderbare Geschichte, die sich mit mir zugetragen hat und die nur ich kenne!“ sagte er am Sonntag in der Wintermanteltasche, denn zuerst war er dort eingezogen.

Hoppla, da war plötzlich ein Loch in der Tasche, und der Kapitän fiel heraus.

„Ich weiß eine wunderbare Geschichte, die sich mit mir zugetragen hat und die nur ich kenne!“ sagte er am nächsten Sonntag im Koffer, denn da wohnte er nun.

Hoppla, da war plötzlich ein Loch im Koffer, und der Kapitän fiel heraus. Da zog er in einen Stiefel und schwieg eine Woche lang. Doch am Sonntag war er wieder nicht zu zügeln.

„Ich weiß eine wunderbare Geschichte, die sich mit mir zugetragen hat und die nur ich kenne!“ sagte er in dem Stiefel.

Hoppla, da war plötzlich ein Loch im Stiefel, doch der Kapitän hielt sich ganz fest, und so fiel er nicht heraus.

„Halt den Mund!“ sagte der Stiefel. „Halt den Mund, und fall raus!“

Doch der Kapitän hielt sich fest, ganz fest und erzählte die wunderbare Geschichte, die nur er kannte.

Es war einmal ein Schrank, der hieß Marie. Und in diesem Schrank, in einem durchlöcherten Schuh, hielt sich Prinz Quittenkopf versteckt. „Wer liebt mich? Niemand“, seufzte er. „Wer denkt an mich? Niemand. Wer sagt zu mir ‚Lieber, Lieber, Lieber? Niemand.‘“

Eines Tages bekam er einen Brief. „Lieber, lieber, lieber Prinz Quittenkopf! Ich denke nur an dich. Ich liebe dich.“ „Das ist ein Scherz“, dachte Prinz Quittenkopf und seufzte noch mehr und versteckte sich noch tiefer in dem durchlöcherten Schuh. Aber am nächsten Tag bekam er wieder einen Brief: „Das ist kein Scherz.“ „Nein?“ dachte Prinz Quittenkopf. Und kaum hatte er das gedacht, erhielt er auch schon den nächsten Brief: „Ganz und gar nicht.“

Da kroch der Prinz aus seinem Schuh hervor, bestieg ein Schiff und fuhr davon. Er fuhr durch die ganze Welt, er war in China, Indien und Paris, aber vergebens, den Briefschreiber fand er nirgends. „Ich finde ihn nirgends“, sagte er schließlich, warf den Anker aus und wollte wieder in seinen Schuh zurückkrabbeln. Doch da bekam er wieder einen Brief: „Hier bin ich!“ Prinz Quittenkopf schaute sich um und entdeckte die Verliebte Prinzessin. Sie saß in der Ecke des Schrankes, in der Hand einen Stift. „Hier bin ich“, sagte Prinz Quittenkopf. „Endlich“, sagte die Verliebte Prinzessin. „Das Briefpapier ist mir gerade ausgegangen.“

Es war einmal ein Schrank, der hieß Marie. Und in diesem Schrank wurde eine schöne Prinzessin erzogen. Im Haar trug sie ein seidenes Band, am Hals glitzernde Perlen, ihr Kleid war aus Samt und lauter Spitze, und in ihrer hauchzarten Hand hielt sie zwei Tulpen.

„Schöne Prinzessin“, flüsterte die eine Tulpe, „steh gerade!“

„Sitz gerade“, flüsterte die andere.

„Schöne Prinzessin“, flüsterte die eine, „pule nicht im Ohr!“

„Bohr nicht in der Nase“, flüsterte die andere.

„Schöne Prinzessin“, flüsterte die eine Tulpe, „wackle nicht.“

„Zapple nicht“, flüsterte die andere.

„Schöne Prinzessin“, flüsterte die eine Tulpe, „schlürfte nicht.“

„Schmatze nicht“, flüsterte die andere.

„Schöne Prinzessin“, flüsterte die eine Tulpe, „haste nicht.“

„Raste nicht“, flüsterte die andere.

„Schöne Prinzessin“, flüsterte die eine Tulpe, „weine nicht.“

„Lache nicht“, flüsterte die andere.

„Papperlapapp, Mondgesicht!“ sagte die Prinzessin und verliebte sich auf der Stelle in den armen Fuhrknecht, der gerade vorbeikam und heiratete ihn.

Übersetzung von Angelika Máté

„Szekrénymesék“

Móra Ferenc, 1988

Karlheinz Schweitzer

Bekenntnisse, kopfüber im Rachen des Krokodils

Erstaunlich, welchen Widerstand Kinder den gut gemeinten erzieherischen Absichten ihrer Eltern entgegen setzen. Meine Eltern träumten davon, mich als wohlhabenden und weltbekannten Dompteur der Fliehkräfte zu sehen, ein sogenannter Ingenieur sollte ich werden. Und siehe da, mein Trotz brachte mich soweit, daß ich mein Leben mit dem Studium der Nachfahren Árpáds verbrachte und schließlich einer der weißen Vögel wurde, die den Krokodilen als Zahnstocher dienen. Ein mürrischer, nerviger Spinner mit einer Käferseele, der wirres ungarisches Geschreibsel in seine Muttersprache übersetzen möchte. Kurz und gut, ein eitler, nützlicher Idiot.

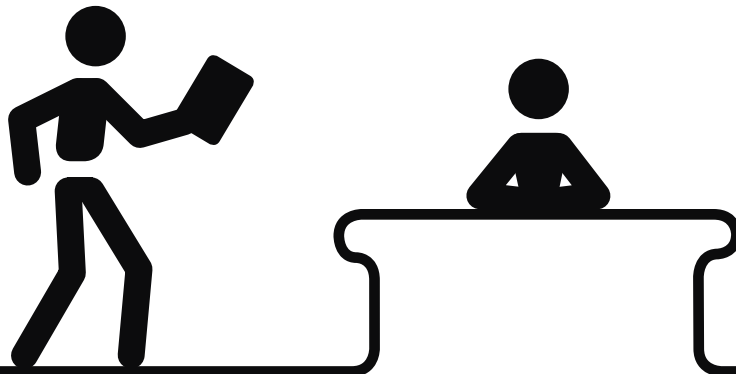
Als es sich erwiesen hatte, daß ich kein Ingenieur würde. Einfach zu schlecht in Mathe! Verstärkte mein Vater die Anstrengungen, mich in seine Fußstapfen, die er unsichtbar, aber seinen Zeitgenossen unvergessen, im Rasen des Dorffußballplatzes hinterlassen hatte, zu zwingen. Doch alles, was ihm heilig war, verachtete ich. Statt Bälle zu treten, malträtierte ich genüsslich die Staubfänger im Zimmer meiner Schwester: Eine Blockflöte und Gitarre und muß daher als der eigentliche Erfinder des Unplugged Underground gelten. In der Provinz musizieren nur Mädchen, echte Männer treiben Sport, sind Mitglieder der freiwilligen Feuerwehr, rauchen und saufen. Den beiden letzteren Aktivitäten war ich nicht abgeneigt, da sie einem verkannten Popstar, dessen Musik nicht einmal die engsten, halbrauben Freunde aushielten, außerordentlich gut zu Gesicht standen. Aber Sport?

Resigniert seufzend verfolgt mein Vater heutzutage die Fußballspiele vor dem Fernseher.

„Schau, da rennen die Millionäre und kriegen keinen Ball, kriegen keine einzige ordentliche Flanke hin... Wir haben noch gekämpft, wir als Amateure... Nach einem Sieg gab's höchstens mal ne Runde Bier, aber nur kleine Gläser...“

Dann schüttelt er den Kopf und denkt an die Millionen, die ihm durch Ungnade seiner frühen Geburt und sein erzieherisches Versagen entgangen sind.

In den manchmal unendlichen Perioden der Mittellosigkeit verfluche ich meinen kindlichen Trotz und die Krokodile.



Karlheinz Schweitzer
Bercsényi u.2
H-2464 Gyúró
Tel + 36 22 46 72 94
Funk + 36 30 375 87 34
schweitzer@haromhollo.de

Leseprobe

Sándor Tar „Lambada, oder Rhodesien ist weit“

Im Erdgeschoß der Pension befand sich eine Bar mit ein paar Tischen, roten Vorhängen, nikotinbraun bezogenen Stühlen, Tischdecken mit Goldmustern, dunkle Holzverkleidung an den Wänden. Schwere Vorhänge vor den Fenstern schirmten die Außenwelt ab. Blumen in Vasen, Töpfen und Haltern. Für die Jungs war das verbotenes Territorium. Durch Ernas Büro hätte man rein gehen können, oder durch den Haupteingang, wo ein Herr in Uniform wachte. Lambada hatte mehrmals versucht sich da umzuschauen, sogar Erna umgarnt, aber als Lohn für seine ausführlichen und zutraulichen Schmeicheleien nur ein Küßchen bekommen, sonst nichts. Sie selbst verschloß sich, wenn das in Erfüllung gehen sollte, was sie eigentlich beide wollten, wie die Tür der Bar vor den Jungs. Manchmal konnte er einen Blick erhaschen, wenn er Erna drückte, und sich der Spion zum Lokal öffnete, an bestimmten Tagen kamen viele Frauen und nach den Stimmen zu urteilen, ging es hoch her. An diesem Tag schlenderte Lambada gerade auf dem Flur herum und wartete auf Erna, als ein aufgeregter junger Mann seinen Weg kreuzte. Mit großen Schwierigkeiten stellte sich heraus, daß er sich auf der Suche nach dem WC verirrt hatte. Er war durch ein paar Türen gegangen und wußte nicht mehr, wo er war. Lambada zeigte ihm das Badezimmer und geleitete ihn dann durch Ernas Büro in das Lokal. Sie gelangten auf eine Bühne, auf der es noch dunkel war, ein Orchester spielte, unten lärmten die Frauenschar. Der junge Mann lud ihn aus Dankbarkeit an seinen Tisch direkt an der Bühne ein, und bald erschienen zwei gutgebaute, fröhliche Jungs, die wie Tänzer aussahen. Sie achteten nicht auf Lambada, sondern nur auf das Publikum. Es waren ausschließlich Frauen. Sie tranken und lärmten in ihren teuren Kleidern, mit Schmuck behängt, dann fingen sie an zu klatschen. Ein Scheinwerfer kroch zur Mitte der Bühne, wo alsbald eine Frau mittleren Alters auftrat, die allerlei Clownereien aufführte, alle lachten und klatschten. Später Trommelwirbel, Ovationen, die Jungs neben Lambada fuhren hoch, sprangen auf die Bühne, Verbeugungen, dann erklang Musik. Sie begannen sich auszuziehen. Lambada hatte so was noch nie gesehen. Zur Diskomusik warfen sie alles von sich. Es war ein regelrechter Striptease, aber der Tanga, die Badehosen behielten sie an, sie begaben sich in ihnen an den Bühnenrand, ließen sich Geld hineinstecken, wenn man nach ihnen grapschte, traten sie geschickt zurück und das Publikum kicherte. Dann eine Pause, die Jungs zogen sich an und setzten sich wieder an den Tisch. Sie unterhielten sich und tranken. Später erschien wieder die Moderatorin, Geschrei kam auf und ein Spiel sollte gespielt werden, im dem es darum ging, dass ein Gast mit dem Scheinwerfer einen Jungen anleuchtete, der ihm gefiel und der sich dann auszog. Währenddessen Musik, Fröhlichkeit, das Programm war im Gange, plötzlich blieb der Scheinwerfer auf Lambadas Gesicht hängen. Der

Junge versuchte auszuweichen, doch das Licht folgte ihm. Lambada zeigt lachend auf sich selbst und winkte ab. Nein, er nicht, er nicht, aber das Publikum raste und die Moderatorin näherte sich, winkte und führte ihn an der Hand auf die Bühne. Sie fragte ihn etwas, aber er verstand kein Wort. Außerdem sah er auch fast nichts, hörte nur Stimmen. Schließlich dachte er sich, na gut, ihr habt es so gewollt. Im Grunde genommen machte er gar nichts. Er tanzte nicht, bewegte sich kaum, stand nur auf der Bühne und zog sich langsam, genußvoll aus. Bis er splitterfasernackt war. Dann blieb er vor seinem Publikum stehen. Es herrschte Totenstille. Er fingerte noch in seinen Haaren herum, dann wandte er sich um und sammelte seine Kleider auf. Da toste der Raum. Er aber zog sich genauso langsam, vor ihren Augen, wieder an und schlenderte von der Bühne. Na, jetzt werden sie mich wirklich abschieben, dachte er und kicherte innerlich. Aber er irrte sich.

Die Moderatorin war Minuten lang völlig aus dem Häuschen. Lambada saß schon am Tisch und trank Cola mit den Jungs, die ihm aufgeregter etwas erklärten, von dem er keine Silbe verstand. Trotzdem nickte er heiter und ruhig, während zu Kugeln zusammengeknüllte Geldscheine auf die Bühne und auf ihren Tisch flogen, und der Scheinwerfer unaufhörlich sein Gesicht suchte. Er schaffte es nicht, sich vor ihm zu verstecken. Im Chor wurde etwas geschrien, die Jungs wiederholten es auch, dann kam die Moderatorin wieder zu sich, sprang an den Bühnenrand und reichte ihm die Hand. Was wollen die den, fragte Lambada laut und ging lachend von neuem auf die Bühne. Dort musste er sich wieder etwas anhören, man ließ ihn allein Mitten auf der Bühne. Na, die sind doch total bekloppt. Jetzt zog er sich aus wie die Kinder. Er setzte sich auf den Boden, schnürte einzeln die Schuhe auf, kickte sie von sich, dann kamen die Socken: Er zog die Hose runter und stieg aus den beiden Hosenbeinen. Dann stand er auf. Er hörte nicht einmal das Rasen der Frauen richtig, denn neben ihm wummerte ein Lautsprecher. Dann zog er die Badehose runter. Dann, das Hemd ausgezogen, blieb er eine Weile stehen, die linke Hand in der Hüfte gestützt, die Rechte ließ das Hemd auf den Boden hängen und lächelte in den Scheinwerfer. Dann zog er das Hemd an, die Badehose und so weiter. Am Ende setzte er sich wieder hin, zog seine Socken an und schnürte auch seine Schuhe zu. Er hatte Zeit.

Am Abend glätteten Madari und er die Geldscheine. Madari konnte sich auf seine Art nicht aufhören zu wundern. Mensch, Alter, sagte er immer wieder, wenn ich daran denke, dass wir dir Tag für Tag kostenlos zugeschaut haben, wie du dich vor uns ausziehst, werde ich bleich. So ein Körper! Zeig mal. Was das Hexenvolk an dir für einen Narren gefressen hat, begreif ich nicht, die haben kein Gefühl für Schönheit. Die haben mich noch nicht gesehen. Morgen geh ich hin.

Fünfhundertundeinpaar Mark zählten sie zusammen. Lambada fiel ein, dass er die Kugeln unter dem Tisch nicht aufgesammelt hatte, denn da herrschte schon Chaos, alle kamen gerannt und grapschten begeistert nach ihm. Die Jungs retteten ihn. Er floh durch Ernas Büro. Die Frau blickte ihn mit ernstem Gesicht vorwurfsvoll an, schubste ihn schnell auf den Flur und schloss die Tür hinter ihm ab. Man bräuchte ein Bügeleisen, sagte Vári, als er kam und die ersten Lachanfänge hinter sich hatte, Barna hat irgendwo eins. Guck dir das an, sagte ihm Madari, die Knete für nen halben Monat in ner halben Stunde, da fällt dir nix mehr ein! Zieh dich aus! Laß mal sehn! Lambada lachte nur. Er hatte das Ganze noch immer nicht verdaut, aber im Grunde gefiel es ihm, er war zufrieden mit sich. Er wusste nicht, wie er es gemacht hatte, aber dachte auch nicht darüber nach. Dann kam Barna. Er war genervt. Sicher wollte ihn wieder jemand abservieren. Unwirsch hörte er sich die Geschichte von Madari vorgetragen an, betrachtete das Geld und sagte dann: Du wirst dich auch noch vor Männern ausziehen, wenn du so weiter machst, und spuckte aus. Sei nicht neidisch, sagte ihm Madari, gib ihm lieber dein Bügeleisen. Für uns zieht er sich kostenlos aus, hat er versprochen, nicht wahr mein Lieber?

Übersetzung von Karlheinz Schweitzer
„Minden messze van, Határ könyvek“
Debrecen, 1995



Julia Schiff

Geboren 1940 in Detta/Rumänien. Abschluss des Philologie-Studiums an der Temeswarer Universität in den Fächern Rumänisch/Französisch und Erwerb eines staatlichen Diploms für Übersetzungen im Bereich Kunst und Literatur. Lehr- und übersetzerische Tätigkeit im Sprachendreieck Ungarisch/Deutsch/Rumänisch. 1981 Aussiedlung mit der Familie nach Deutschland.

Veröffentlichungen: ein Übersetzungsband aus dem Rumänischen ins Ungarische, fünf Übersetzungsbände (Prosa und Lyrik) aus dem Ungarischen ins Deutsche sowie ein Roman. Zahlreiche Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften im In- und Ausland, sowie in Rundfunksendungen.

Bereits in meiner Jugend habe ich mir zum Ziel gesetzt, durch Übersetzungen zwischen den in Rumänien zusammenlebenden Nationalitäten kulturell zu vermitteln. Schon während meines Universitätsstudiums habe ich in Bukarest ein staatliches Übersetzerdiplom erworben und das Übersetzen bereits in meinem Herkunftsland und später in Deutschland als meinen eigentlichen Beruf betrachtet.

Noch nicht erscheinen konnten meine Übersetzungen von Gergely Péterfy, Ottó Fenyvesi, Zoltán Böszörményi, Róbert Balogh, László Végel und Géza Szöcs.

Gerne würde ich meine bisherigen Übersetzungen von Zoltán Böszörményi, Ottó Fenyvesi und Robert Balogh in Buchformat herausbringen und diese Autoren dem deutschen Leser auf diese Weise bekannt machen.

Der Roman „Solange ich denke zu sein“ („Vanda örök“, Ulpius, Budapest 2005) von Zoltán Böszörményi hat bereits vier Auflagen in Ungarn erlebt und in diesem Monat erscheint er in englischer Übersetzung in Toronto unter dem Titel „Far from Nothing“. Eine französische Übersetzung befindet sich ebenfalls in Arbeit. Den Roman, der in knapper, spannender Darstellung mit gesellschaftskritischem Hintergrund den Aufstieg und Fall eines Managers schildert (ebenso wie der einschlägige Auszug), möchte ich den Lektoren zur Beachtung empfehlen.

Julia Schiff

Tel + 49 89 637 04 67

julia_schiff@t-online.de

Leseprobe

Zoltán Böszörményi „Solange ich denke zu sein“

63. Am nächsten Morgen, unterwegs zu meinem Arbeitsplatz, musste ich mit meinem Wagen in eine Seitenstraße einbiegen und neben dem Gehsteig anhalten, weil ich fühlte, dass ich einen Herzanfall erlitten hatte.

Konnte schwer atmen, mein linker Arm wurde taub. In der Herzgegend fühlte ich eine zugreifende Beklemmung. Symptome eines Panikanfalls, versuchte ich mir die Erscheinung bewusst zu machen.

Zuletzt hatte mir der Arzt geraten, eine leere Papiertüte im Wagen zu halten. Wenn der Anfall mich überkommt, soll ich tief in die Tüte atmen. Binnen Minuten würde ich mich besser fühlen.

Ich hatte vergessen, die Tüte bereitzustellen. Versuche aus meinen zusammengeschlossenen Handtellern Luft zu holen.

Allmählich hat die Beklemmung in meinem Brustkorb nachgelassen. Ich fühlte mich wieder imstande, mich hinter das Steuer zu setzen, und weiterzufahren.

Der Vorstellungsraum bot mir auch heute sein angenehmes, wohltuendes, ich könnte sagen, beruhigendes Bild. Es war ihm etwas Freundliches und Stimmungsvolles eigen.

Gegen zehn Uhr erscheint auf der Treppe Walters kerzengerade Gestalt. „Warum ist er denn so überraschend von den Golfplätzen zurückgekommen?“ – frage ich mich. Ich will ihn begrüßen, aber er wendet seinen Blick weg. „Macht nichts, auch er kann mal einen schlechten Tag haben. Kein Wunder übrigens. Seit Elsas Unfall ist niemand mehr der Alte“ – tröste ich mich.

Bald schon werde ich über den Lautsprecher in Simons Büro gebeten. Ich husche über den Flur. Am eingerahmten Zeitsinserter vorbei. Ich schaue blitzartig darauf zurück.

Im Büro sitzen Simon und Walter. Beide auf dem Sofa. Mir fällt das Fauteuil von gegenüber zu.

– Hast du die Abendnachrichten im Fernsehen gesehen? – blickt mich Simon an.

– Ja, ich habe in den Nachrichten den Polizeireport gesehen. Meines Erachtens war Alfred in allerhand verstrickt. Es wundert mich nicht, dass sich auch die Leute der Staatsanwaltschaft für das Ergebnis der Ermittlungen interessieren.

– Aber wir haben dich nicht deshalb rufen lassen – übernimmt Walter das Wort.

– Wie es auch dir bekannt ist, hat dieses Jahr schlecht begonnen. Auch geschäftlich. Die Verkäufe haben abgenommen. Wir müssen die Ausgaben verringern. Versuchen zu sparen, wo es geht. Im Einvernehmen mit Simon dachte ich daran, dich deiner Manager-Position zu entbinden. Schau, ihr seid zu zweit in der Abteilung, du und Henrik. Diese Aufstellung ist für uns im jetzigen Moment ein Luxus. Henrik steht vor der Pensionierung, ihn können wir jetzt nicht abbauen.

Aber ich bin mir sicher, dass du deinen Mann auch im Verkaufsteam stehst.

Zumal den größten Teil deines Gehalts ohnehin das nach den verkauften Kraftwagen erhaltene Honorar bildet.

Ich gestehe ein, damit hatte ich nicht gerechnet. Ich fühlte, dass etwas mit mir bei der Firma nicht stimmt. In letzter Zeit wurde ich nicht auf Fortbildungskurse geschickt, und nicht auf unterschiedliche Sitzungen geladen. Ich habe dies dennoch dem Umstand zugeschrieben, dass man mich schonen will, zumal ich abwechselnd drei Posten beim Unternehmen innehatte, und außerdem noch die Universität frequentierte.

Deshalb habe ich mir, natürlich, viele Neider zugezogen. „Schaut, aus wie vielen Quellen Rudolf sein Gehalt bezieht. Er pickt hier und auch dort. Schließlich ist sein Einkommen das Höchste“ – sagten meine Kollegen, indem sie den fruchtbaren Keim des Neids einander ins Bewusstsein pflanzten. Ich hatte nie etwas dafür übrig. Die Tagesobliegenheiten hatten mich genügend beansprucht. Für etwas anderes, für Klatsch oder Sorgen über meine Lage reichte mir die Zeit nicht. Aber dass ich meiner Managerstelle entbunden werden sollte, ging mir nicht einmal in meinen Alpträumen durch den Kopf. „Warum sollten sie es auch tun, mit einer Arbeitskraft wie mich?“ – habe ich versucht mich zu beruhigen, sooft ich mir die Frage gestellt hatte.

Damit hatte ich aber gerechnet, dass Walter – auch dank Henriks Überzeugungsarbeit – mich allein für den vom Autoleasing verursachten Schaden beschuldigt. „Schlimmstenfalls wird er mir monatlich vom Gehalt abziehen.“

Es sieht so aus, dass ich mich aufs tiefste geirrt hatte. Meine Argumente waren schlecht. Ich bin gar keine so gute Arbeitskraft, wie ich es mir einbilde. Werde nicht mehr gebraucht. Höflich werde ich zur Tür hinauskomplimentiert: „Haben Sie vielen Dank, es war ein wirkliches Vergnügen, mit Ihnen zusammenzuarbeiten. Leider, die Wirtschaft... Wir erleben wandelnde Zeiten... Wir hatten die Ehre, mein Herr.“ Sie zerknüllen mich, wie ein voll gekritzelttes, überflüssiges Heftblatt, und werfen mich mit einer präzisen, energischen Bewegung in den Papierkorb.

Ende!

Es kann sein, dass mir vieles über das Obige hinaus durch den Kopfschoss. Ich kann mich nur noch an dies erinnern, und daran, dass ich inzwischen nach einem rettenden Gedanken gesucht habe.

– Vor zwei Jahren, als ich zu einer konkurrierenden Firma übergetreten bin, warst du es, Walter, der mich zurückgerufen hat. Du hast gesagt, ich würde es hier besser haben, da würdet ihr mich mehr achten. Das hat auch gestimmt. Ich habe mich hier besser gefühlt. Habe hart gearbeitet. Habe sogar drei Posten

übernommen. Habe in der Neuwagenabteilung vertreten. Habe einundzwanzig Vermittlern geholfen, ihr Brot zu erwerben. Dem Manager, der die Anträge auf den Kreditkauf verwaltete, habe ich, sooft es nötig war, zugesagt. Inzwischen habe ich auch meine Arbeit versehen. Es stimmt, ich habe gut verdient. Aber ich habe gelernt hart zu arbeiten. Mich zu begeistern und auch andere zu begeistern. Ich gestehe, es war gut hier mit euch zu arbeiten. Ich habe interessante, für mich neue Erfahrungen gesammelt.

Ich suche den Blick von Walter und von Simon. Ich blicke tief in ihre Augen, und fahre erst danach fort.

– Erwartet von mir nicht, dass dort, wo ich die Arbeit geleitet habe, mich jetzt ein anderer unterweist. Ich danke euch sehr für das Angebot, aber ich kann es nicht annehmen. Heuer schließe ich mein Universitätsstudium ab. In drei Wochen erhalte ich mein Diplom. Ich werde schon etwas anfangen. Habe auch daran gedacht, unter Umständen ein eigenes Unternehmen zu gründen. Ich möchte euch auf alle Fälle für die Gelegenheit danken, bei und mit euch zusammengearbeitet haben zu können. Wie ich es schon vorhin erwähnte, habe ich viel von euch gelernt. Dafür werde ich euch ewig dankbar sein.

Meine Kehle schnürt sich zusammen und ich kann nicht fortfahren.

Die Stille war zwischen uns stehen geblieben wie der reglose Klöppel einer Glocke.

– Schlafe noch einmal über diese Entscheidung! – schlug Walter vor.

– Mein Entschluss ist endgültig. Lieber sollten wir die Details besprechen. Morgen komme ich noch zur Arbeit. Henrik pflegt samstags nicht zu arbeiten, aber ich bitte ihn ausnahmsweise es zu tun, damit ich ihm alles übergeben kann.

– Für die Wagen, die du schon verkauft aber noch nicht abgeliefert hast, erhältst du noch das Honorar. Darüber hinaus lässt dir die Firma ein mit Honorar ergänztes Zweimonatsgehalt zukommen. Bist du damit zufrieden? – fragt Walter.

– Dann, wenn es sonst nichts mehr zu sagen gibt, auf Wiedersehen bis morgen – richte ich mich auf.

– Nichts mehr! – sagen sie beinahe gleichzeitig.

– Ich danke noch einmal für alles – sage ich und schließe geräuschlos die Tür hinter mir.

Übersetzung von Julia Schiff

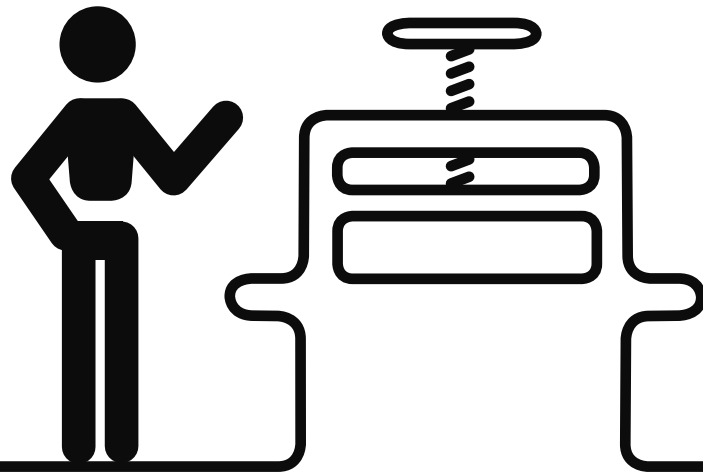
„Vanda örök“

Ulpus-Ház, 2005

Andras Hecker

Geboren 1971 in Budapest. Studium der Germanistik, Judaistik und Editionswissenschaften in Budapest und Berlin. Seit 13 Jahren nebenberuflich als Übersetzer tätig, seit drei Jahren hauptberuflich, Schwerpunkt literarische Texte. Bislang übersetzt: Texte von Éva Bánki, Sándor Bródy, György G. Kardos, Anna Lesznai, Péter Nádas, István Örkény, Géza Röhrig, Gábor T. Szántó. Die Zweisprachigkeit und das Aufwachsen in beiden Kulturen waren entscheidend für seine Berufswahl, wie auch die Neugier für die Feinheiten dieser beiden doch so unterschiedlichen Sprachen. Andras Hecker lebt seit 1996 in Berlin.

Andras Hecker
Gleimstr. 3
D-13355 Berlin
andras.hecker@web.de



Leseprobe

Gábor Szántó T. „Heimkehr“

Der Friedhof ist nicht weit. Am Rande des Dorfes in östlicher Richtung gelegen, gleich hinter der letzten Häuserzeile, von einer niedrigen Mauer umgeben. Hinter dem Friedhof öffnet sich eine endlose Weite bis an den Horizont. Es ist das beste Stück Land in der ganzen Gegend, weshalb Mihály Suba auch nie verstanden hatte, warum ihr Friedhof ausgerechnet hier errichtet worden war. Die anderen Toten des Dorfes liegen nicht hier. Schon wieder diese Verschrobenheit, denkt er.

Sie bringen den Wagen vor dem verrosteten Tor zum Stehen und öffnen es. Nehmen Sie die Kisten vom Wagen, und bringen Sie sie da rein, neben das Haus dort! – sagen sie und weisen auf das Leichenwaschhaus.

Mihály Suba folgt mechanisch dem Befehl, obwohl er nichts versteht. Er fragt nicht, er ist auch nicht mehr neugierig, er will nur noch diese Arbeit hinter sich bringen, diese Leute loswerden, so schnell wie es nur geht. Sie arbeiten stumm. Die elf Kisten verschwinden nacheinander vom Wagen. Haben sie Spaten dabei?

Sie haben darum gebeten, also haben wir welche mitgebracht.

Dann schaufeln Sie bitte ein Grab aus. Zwei Meter lang, ein Meter breit und zwei Meter tief sollte es sein. Zum Beispiel dort, sagt der Bärtige und zeigt auf das unberührte Stückchen Wiese vor der ersten Grabsteinreihe, die doch schon weit genug vom Tor entfernt ist.

Mihály Suba wird plötzlich aufmerksam. Seitdem sie vom Bahnhof losgefahren sind, sieht er ihnen zum ersten Mal in die Augen. Was wollen die denn? Wen wollen sie da vergraben? Als Kind hat er es auch oftmals gehört, daß sie das Blut von christlichen Kindern ablassen, um es an Ostern für ihre Matzah zu verwenden, aber hier sind weder Kinder noch ist es Ostern, und diese hier sehen erst recht nicht so aus, als würden sie jemanden umbringen wollen. Diese Geschichte hatte er nie verstanden, hatte aber Angst vor ihr gehabt. Es ist doch bekannt, daß sie kein Blut essen. Für sie ist das Blut die Seele.

Ein Grab? – fragt er ungläubig.

Ja.

Sein Schwager und er sehen sich an. Der sagt auch jetzt kein Wort, auf ihn kann sich Mihály Suba nicht verlassen. Der denkt nur daran, was für eine schwere Arbeit es sein wird, so eine riesige Grube in dieser Hitze zu graben. Könnte er wählen, würde er sich eine andere Arbeit aussuchen.

Sie nehmen die Spaten vom Wagen und gehen an den auserwählten Ort.

Ist es hier gut? – fragt er mit unterdrückter Aufregung. [...]

Während sie arbeiten, erscheint an dem Haus, das am nächsten am Friedhof liegt, eine seltsame Gesellschaft. Unter der Führung des Notars kommen die Dorfbewohner vorbei, ungefähr ein Dutzend Leute, und bleiben in sicherer Entfernung stehen. Überrascht stellen sie fest, daß die Fremden tatsächlich gekommen sind, um den Friedhof aufzusuchen.

Mihály Suba steht schon bis zum Gürtel in der Grube, die er abwechselnd mit seinem Schwager gräbt, als die anderen die letzte Kiste öffnen. In wortlosem Einverständnis tun sie ihre Arbeit, als würden sie sie nicht zum ersten Mal tun. Es kommen zusammengelegte gestreifte Gebetstücher zum Vorschein. Sie breiten sie auf dem ausgetrockneten Gras aus, unmittelbar neben den Kisten. Der Jüngere klappt ein Messer auf. Das Geräusch läßt Mihály Suba aufmerken, und er sieht noch, wie jener sich neben die Tallitot hockt und in den Stoff hineinschneidet.

Die Anwohner stehen auf der anderen Seite der niedrigen Friedhofsmauer nebeneinander.

Als würden sie spüren, daß sie beobachtet werden, blicken die beiden Fremden auf.

Guten Tag, grüßt sie der Notar.

Sie antworten nicht, sondern nicken nur, dann blicken sie sich an und setzen ihre Arbeit fort. Sie ziehen die Kisten einzeln zu den ausgebreiteten Gebetstüchern und beginnen die Ware auszupacken. Sie legen handtellergroße Seifen in den Farbtönen von Rosa bis Grau nebeneinander, die wie kleine Ziegelsteine aussehen; sie tragen die Aufschrift RIF, Abkürzung für „Reichstelle für Industrielle Fette und Wachsmittel“, für sie ist jedoch die Auflösung dieser drei Buchstaben sonnenklar: Reines Israelitisches Fett.

Mit schnellen Bewegungen leeren sie die Kisten, dann schnüren sie die vier Ecken der Gebetstücher zusammen, wie ein Bündel. Auch sie sind schon rot im Gesicht, der Schweiß läuft über ihre Stirn und an ihrem Nacken hinunter.

Nur noch der Scheitel von Mihály Suba ragt aus der Grube, als sie den Inhalt der letzten Kiste umpacken. Elf Bündel stehen nebeneinander.

Haben wir alle? – fragt der Alte und wischt seine Stirn ab.

Alle, sagt der Jüngere und schaut sich sicherheitshalber noch einmal um. Insgesamt tausendvierhundsiebzehn Stück. Ich habe sie gezählt.

Sie stehen auf, treten ans Grab und helfen Mihály Suba aus der Tiefe. Sie tragen die Bündel an die Grube, und dieses Mal ist es der Jüngere der Fremden, der hinuntersteigt. Er nimmt sein Taschentuch mit ein wenig Erde aus Jerusalem aus seiner Jackentasche heraus und legt es als erstes auf den Boden. Danach erst reichen sie die Bündel mit den Gebetstüchern herunter.

Vorsichtig, bitte, sagt der Alte besorgt.

Als alle Bündel unten angekommen sind, und er sie auf dem Boden geordnet hat, hilft man ihm aus der Grube. Er schaut den älteren ein wenig ratlos an, als könnte er ihm etwas zu seiner Erleichterung sagen, aber der bückt sich, anstatt auch nur ein Wort zu sagen, zum Erdhaufen, nimmt etwas davon und wirft es ins Grab. Der Jüngere macht es ihm nach. Die Leute hinter der Mauer schauen der Szene stumm zu. Mihály Suba hält es nicht mehr aus. Stöhnend fragt er: Sagen Sie nur eines, warum gerade so viel?

So viele waren es aus den Dörfern in der Gegend, sagt der bärtige und schaut ihn an; er versucht, seine Gefühle zu unterdrücken, aber seine Augen trüben sich, als er den anderen Alten ansieht. Als würde in ihm für einen Augenblick die Hoffnung auf Verständnis und Mitgefühl aufleben, doch dann wischt er die Tränen weg und räuspert sich.

Schließen Sie das Grab!

Suba und sein Schwager arbeiten hastig. Der Jüngere tritt neben den Älteren, um ihm beiseite zu stehen, aber der steht reglos da, als die beiden anderen den Grabhügel aufschütten.

Sie legen die Geräte auf den Wagen. Der Jüngere nimmt eine Geldbörse aus der Tasche und zahlt. Er geht zurück zum Grab, steht eine Weile stumm neben dem Alten, dann berührt er dessen Schulter und sagt:

Mir muzn geyn, tate.

Der Alte dreht sich wortlos um und geht hinaus. Aus der Gruppe vor der Friedhofsmauer tritt der Notar an ihn heran.

Erlauben Sie mir bitte, als Vorsteher dieser Ortschaft mein herzliches Beileid auszusprechen. Wir werden dafür Sorge tragen, daß das Andenken der Opfer in Würde erhalten bleibt.

Der Notar reicht ihm die Hand, und nach kurzem Zögern erwidert Hermann Samuel die Geste. [...]

Wie vor einem Spalier gehen die beiden Männer im schwarzen Anzug und mit schwarzem Hut an ihnen vorbei, die Straße entlang, die zum Friedhof führt, dann nach rechts, zum Bethaus und zur Jeschiwa, dann nach links in die Hauptstraße und schließlich rechts die Pappelallee entlang, bis zum Bahnhof.

Sie blicken kein einziges Mal zurück, aber sie spüren den Blick der Dorfbewohner im Rücken, der sie begleitet.

Die englische Kriegspropaganda während des zweiten Weltkriegs hat die Nachricht verbreitet, die Nazis hätten aus den Überresten der KZ-Opfer Seifen gekocht. Historische Forschungen haben diese Annahme nicht belegen können, dennoch hat man nach 1945 vielerorts symbolisch Seifen beerdigt.

Übersetzung von Andras Hecker
aus „Lágermikulás“
Palatinus, 2004

Bernadette Lenke Tusch

Ich bin zweisprachig in Mönchengladbach aufgewachsen, so dass ich eine Muttersprache, Deutsch, und eine Großmuttersprache, Ungarisch, besitze.

Nach dem Studium der Finnougristik und Volkskunde in Göttingen und Budapest war ich davon überzeugt, dass es möglich sein muss, von der Übermittlung der Kultur und der Literaturschätze Ungarns zu leben – eine Illusion, die ich im Laufe der Jahre langsam und nur ungern aufgegeben habe.

Ich habe immer wieder Literatur, auch Lyrik übersetzt, an der Universität Marburg mehrere Jahre Lehraufträge für Ungarisch übernommen und auch bei Filmen über Ungarn Recherche und Dolmetschdienste angeboten – zum Brotberuf konnte all das jedoch nicht werden. Da ich drei Kinder, inzwischen 17, 16 und 3 Jahre alt, habe, und diese Verantwortung sich nicht mit der prekären Situation von Übersetzerinnen literarischer Werke verträgt, verdiene ich seit Jahren mein Geld als Migrationsexpertin im Institut für angewandte Kulturforschung.

Dennoch liegt mir nach wie vor die ungarische Literatur am Herzen, ich mag besonders die Lyrik (zuletzt übersetzte ich einige Gedichte von Péter Kántor) und auch Kinderliteratur (Ildikó Boldizsár).

Gerne übersetzen oder übersetzt sehen würde ich den Roman „Kijárat az Adriára, James Bond Bácskában“ von Ildikó Lovas, der 2005 bei Kalligram in Pozsony erschienen ist. Auch die Lyrik von Orsolya Karafiáth schätze ich sehr.

Bernadette Lenke Tusch
Brauweg 8
H-37073 Göttingen
Tel + 49 551 790 63 14
hanshock@t-online.de

Leseprobe

Péter Kántor

Kaszony, 1929

Auf den Spuren einer Fotografie

In Kaszony war es schier ewig Sommer

1929 ebenfalls,

sie stehen hinter dem Tennisnetz

stützen sich darauf, wie auf ein Geländer

überwiegend junge Frauen, zwei, drei Männer

und drei Kinder, aber die diesseits

im gleichen Jahr, aber einer anderen Spielhälfte.

Das da ist Mischa – behaupte ich,

nein das ist Vili – sagt Gyuri

Du hast recht, der Vili.

Mischa hatte im übrigen seinen Kopf kahl geschoren

und oft eine Schirmmütze auf in der Hitze.

Erst jetzt kann ich sehen, wiesehr sein Gesicht dem vom

Gyuri ähnlich sieht, beziehungsweise andersherum.

Na klar, der Vili.

Grinsend nimmt er zur Kenntnis, wie sehr ich danebenlag.

Wo lebst du, Brüderchen, in den Plejaden?

Ein weißes Hemd, Schlips, Hosenträger,

eine Frau stützt sich auf seine Schultern,

Wahrscheinlich seine Frau, Loli vor ihnen,

die Schwester der Großmutter, eine von den vielen,

den sechs Geschwistern, hallo Loli!

Aber von Vili kommt mir nichts in den Sinn,

bloß sein Bruder, der Mischka

Eisennägel in die Tischplatte, mit der flachen Hand.

Bloß, dass er im Krieg gestorben ist,

in einem Lager, denke ich, wie die anderen alle,

alle außer Ilon und Herman, außer Mischka,

der irgendwie überlebt hat, von irgendwoher wiederkam,

nicht so seine Frau und die Tochter,

nicht so die übrigen vom Tennisplatz,

nicht so die drei Jungs, die wegen ihres Alters

auf der anderen Spielfläche stehen, auch sie sind

inzwischen rübergeschlüpft, übersiedelt worden,

bloß Ilon und Hermann in Amerika,

*Panni in Frankreich, und Cili und Onkel Sanyi und Vater und Gyuri,
in Pest, beziehungsweise mein Vater in Besterce,
und Kocsololád und Elöpatak
und Szentkirályszabad
und Budakalász und auf dem Gellértberg
und hier und da, sie überlebten,
und Mischka ging zurück nach Kaszony und blieb dort.
Dabei hatten sie ihm gesagt, er solle nach Pest hochkommen, sie riefen Mischka,
aber da war der kleine Bach,
an dessen Ufer 1929 so schön
die Sonne schien
und das Speckbraten am Feuer, und die Kutschwagen
mit den Pferden, sie riefen Mischka,
der Wein, die Hügel, der Tennisplatz,
der Gewürzladen auf dem Hauptplatz
auf dem Friedhof Ignác, Ferenc,
er ging nirgendwohin, er weiß, wieso,
wurde berühmt in Kaszony
der berühmte Onkel Mischka aus Kaszony,
über den Gyuri geschrieben hat und ich auch
ein wenig, aber da, im Sommer '29
keine Ahnung, an was er da denkt,
ob er sich wünschte, das Pferd mit dem
Namen Nagy Sándor Bukephalosz
zu dem seinen würde, Vilis Pferd,
ich denke an den Roman des Jahres
im Westen nichts Neues, von Remarque,
an Verdun, wonach Stalingrad unvorstellbar schien,
aber für den Menschen ist nichts unmöglich,
und an Jozsi, den eines Abends die „Kupferprinzessin“
bei meinen Eltern in der Wesselényi Straße las,
nach 2000 Jahren ist die Kupferprinzessin auferstanden,
und es geschah, was geschah, Vili hat
in seiner Rechten den Tennisschläger, auf seinen Schultern eine Hand,
lächelt, wie die anderen auch, alle
wie üblich auf solchen Gruppendingbuns,
auf denen keiner weiter sieht, als bis zur eigenen Nasenspitze,
keiner kann sehen, dass im Oktober,
an einem schwarzen Donnerstag oder Freitag,*

*die New Yorker Börse kracht,
und die Weltwirtschaftskrise ihren Lauf nimmt,
das ist noch weit weg, die Spatzen pfeifen
und Forssmann erfindet den Herzkatheter,
Byrd überquert den Südpol,
und dennoch ist unser „Grips eine saure Traube“
wir fallen aus, wie die Haare von Istvan Bethlen,
Hitler hat „Mein Kampf“ schon beendet.
Stalin Trotzki vertrieben, Buharin abgelöst,
mit denen er doch früher zusammen,
aber es duftet vom Bäcker Glázner her,
der Schlachter liebt glücklich die Schauspielerin
und alles rennt auf der Visegrader, hastet die Wesselényi Straße lang
Meine Mutter ist dreizehn, mein Vater vierzehn Jahre alt,
„Alderich, der Vogel hier scheißt nur für dich“
Na klar für dich, für wen denn sonst?
Na klar, das ist doch Vili,
vor ihm, das ist Loli,
1929 in Kaszony
nur einen Sprung von Tiszaadony
jenseits der großen Magellanwolke.*

Die literarische Übersetzung ist die wahr-
scheinlich bekannteste bzw. in der Öffent-
lichkeit meistdiskutierte Erscheinungsform
des Übersetzens, macht jedoch nur einen
geringen Anteil des Übersetzungsmarktes
aus. Im Vergleich zu Übersetzern von
Gebrauchstexten erzielen literarische Über-
setzer in der Regel ein deutlich geringeres
Einkommen, weshalb die Entscheidung
für diesen Beruf wohl in den meisten
Fällen in der persönlichen Entscheidung
für Literatur bzw. für eine Begeisterung
Sprache und Kultur begründet liegt.
Literarische Übersetzungen begründen
spielen eine bedeutende Rolle für die
interkulturellen Austausch, das Bild an-
derer Kulturen in einer bestimmten nationa-
ler Gemeinschaft und die Entwicklung nationa-
ler Kultur und Identität. Ein bekanntes
Beispiel für die Bedeutung der Auseinan-
dersetzung mit fremden Literaturen ist die
Epoche der deutschen Romantik, in der



Etwas Ganzes

*Dein Haar ist so schön. Dein Lächeln
liebe ich. Wind kommt auf,
es wird kühl. Ein Fahrradfahrer
auf dem Platz probiert Tricks: hebt
den Lenker hoch in die Luft.
Drei machen Musik: eine Frau,
zwei Kerle. Ein kleiner Junge
dreht seine Kreise, die Pose eines
Eisschnellläufers hinter ihm.
Ein Plakat wird ausgiebig
von einer Japanerin bestaunt, ein Mann
setzt sich auf die Treppe unter uns,
stützt sein Gesicht mit den Handtellern.
Eine weiße Mütze auf dem Kopf des Gitarrenspielers,
dunkelblaue Wolkenkissen am Himmel,
eine Reihe Autos auf der anderen Seite des Platzes.
Ein Mädchen mit Rollschuhen wartet auf wen,
der aus dem Ganzen hier draußen bleibt.*

E. Boudin (1824 – 1898) Strandmaler

*Er war nicht viel gereist.
Für ihn gab es Trouville, da an der Küste der Normandie.
Der Strand. Wo die Menschen das Strandleben pflegten.
Auch Boudin ging raus, nahm seine Leute mit an den Strand.
Aber nicht zum Strandleben.
Er ließ sie auf und ab spazieren: Geht umher!
Kümmerte sich nicht um den Sand. Dass sie später
überall Sand haben würden, in den Schuhen, den Kleidern – egal.
Er kümmerte sich nicht um ihre Ausflüchte.
Er hielt immer mehr als zwei Schritte Abstand; so war er.
Doch er kleidete sie stets schön, elegant.
Reifröcke, Hüte, Pelerinen, alles mit Bändern.
Den Herren drückte er Spazierstöcke in die Hand,
Sonnenschirme für die Damen mit empfindlicher Haut.
Gewöhnlich brachte er auch Stühle an den Strand,
stellte sie auf einen Haufen,
und setzte die Ermüddlichen nieder.
Die setzten sich sogleich zum gaffen und schwatzen,
Boudin interessierte nicht, was sie sagten.
Offensichtlich dachte er, uninteressantes Gerede,
und hatte womöglich damit recht. So um 1883 – 64.
Einmal setzten sich zwei Fräulein in schwarz und ein junger Mann
in den Sand, einfach so.
Ein andermal fing sich der Wind in einem türkisblauen Tuch.
Oder ein Unwetter zog auf, bleiern der Himmel.
Die Spaziergänge immer kürzer, immer seltener.
Boudin ließ es zu, Trippeln auf der Stelle.
Das passte ihm sogar sehr.
Manchmal zeigte er den Wind mit einer Fahne an oder einem Band.*

65 zogen sie hinaus den Sonnenuntergang zu bestaunen.
Standen so auf einem Haufen rum.
Nichts Besonderes.
Sie warteten.
Boudin malte kleine Bilder (35 x 57 cm) in etwa.
Zur Hälfte, zwei Drittel war immer Himmel
Der Weltkrieg war noch ferne.
Boudin rang mit sich, hätte gerne bessere Bilder gemalt.
Auf einem Bild 1867 sitzen sie draußen am Meer,
Trouville natürlich.
Wundersweiswarum, aber irgendwie schrecklich einsam.
Wie hierher ans Ufer verbannt, in ihren schönen Kleidern.
Hierher sind sie herausgekommen, aber von hieraus geht es nicht weiter.
Nirgendwohin. Und es wird plötzlich Abend.
Die Verbannten stehen dabei nur herum,
ruhig, wohlherzogen.
Nichtmal der Hund bellt, auch er schaut nur.
Vergebens bilden sie eine Gruppe.
Vergebens auch stehen die Frauen aufrecht.
Wer hochfliegende Pläne wittert, irrt.
Wer glaubt, sie würden erschrecken, irrt.
Später werden diejenigen, die saßen aufstehen,
und diejenigen, die standen, werden sich hinsetzen, dies ist vorstellbar.
Und sie gucken auf das Meer, wie im Kino auf die Leinwand.

Boudin mochte sie, sicher, auf seine Weise.
Aber Boudin ging fort,
in den Hafen von Antwerpen,
nach Brüssel, nach Venedig,
fort, eine Weide malen mit Küben,
die traurige Familie Dubois auf ihrer Terrasse.
Boudin ging, und falls er beabsichtigte zurückzukommen, dann nur
wegen eines roten Sonnenschirms, auf den
Eine Möwe ein E. gekleckert hatte,
E. Boudin, Strandmaler.

Im Übrigen hat Boudin niemals Möwen gemalt,
immer bloß seine verbannten Herrschaften,
herumsitzend, sich die Beine in den Bauch stehend,
sind gerade dabei, einen Spaziergang zu wagen –
doch wohin könnte man gehen, wohin nur?
Boudin hingegen ist fort gegangen und nicht zurückgekehrt.
Nicht einmal wegen des roten Schirms, der sowieso
eher orangegelb und makellos,
ohne den geringsten Möwendreck ist.
Sie stehen auf dem Strand von Trouville herum,
nur so,
es wird bald Abend.
Sie halten sich an ihren Hüten fest,
pressen ihren Rücken in die Stuhllehne,
und schauen ungerührt vor sich hin,
die Mütter und Töchter und Geschwister und Cousins und Ehemänner
und Söhne, und Väter und Großväter.

Womit haben sie eigentlich dieses Schicksal verdient?
Was war ihr Vergehen? Nichts, kann nicht sein.
Das würden nicht einmal sie selber behaupten. Aber was?
Sie betrachten den Sonnenuntergang,
und falls in einem von ihnen der Gedanke aufkäme,
Boudin hätte sie vergessen, sie verlassen,
und dass man darüber nachdenken müsse,
hatte Boudin schon daran gedacht. Schon den Himmel gemalt,
darunter das Ufer, das Meer, die Gruppe am Strand.
Hat er ihnen etwa keine Spazierstöcke gegeben?
Vielleicht keine Schuhe an die Füße gezogen?
Nein, Boudin kann man die Schuld nicht geben,
Auch die Stühle sind stabil.
Dann ist ja alles gut.
Irgendeinen Sinn hat das Ganze bestimmt.
Aber sicher! Aber selbstverständlich!
Jemand lächelt. Jemand zwinkert.

Übersetzung von Bernadette Lenke Tusch

György Buda

Ich wurde 1945 in Hutthurm/Bayern geboren, lebte bis 1956 in Ungarn, studierte Geologie in Wien und schloß mein Studium am Institut für Übersetzen und Dolmetschen ab. Preis für literarisches Übersetzen der Stadt Wien 1993 und 1997.

Ich sehe mich seit dem Erscheinen von „Kaddisch für ein nicht geborenes Kind“ von Imre Kertész, 1992, als publizierenden literarischen Übersetzer.

Warum ich ungarische Literatur ins Deutsche übersetze? Ich lebe und übersetze mich seit 1956 in Österreich, mir bleibt nichts anderes übrig als fort und fort zu übersetzen. *Transferre necesse est.* Wer gern Literatur liest, wer gern in zwei Sprachen liest, denkt manchmal beim Lesen in der einen Sprache über das Gelesene in der anderen nach. Und wenn man sich ärgert, weil eine Übersetzung grottenschlecht ist, und sich vielleicht noch mehr ärgert, weil sie viel besser ist, als man sie selbst zustandegebracht hätte, ist es nur noch eine Frage von Tagen oder Jahrzehnten und man wird literarischer Übersetzer.

Wen ich gern in meiner Übersetzung in den deutschsprachigen Buchläden wiedersehen möchte? Ladies first: Zsófia Balla, klar doch, Mila Haugova, die exzellente slowakische Lyrikerin mit ihrem Band „Rehrücken“ – aus dem Ungarischen, wohlgemerkt, die Gedichte sind parallel zu ihren bereits auf deutsch erschienenen Gedichten aus dem Slowakischen entstanden, meine Übersetzung ist fertig... Anna T. Szabó, Krisztina Tóth; die Autoren: Endre Kukorelly „Zoffjetunion“, liegt fertig vor, Zsolt Láng (s. Auswahltext, pseudogeschichtlich, gediegen, Transsilvanien, liebe Lektoren!), Ferenc Szijjs kluges Märchenbuch (teilweise fertig), Ottó Tolnais Erzählungen aus einer mehrfachen Minderheit in der Woiwodina, und ach, der Platz ist beschränkt, die Wunschliste lang und das Leben nicht lang genug. Daher ein Hinweis in eigener Sache: www.podiumliteratur.at/texte/135_inhalt.htm

Leseprobe

Zsolt Láng „(staubsperrlinge)“

Herr Léprádi half den ratlosen Kammerjungfern und Lakaien mit keiner einzigen hofmeisterlichen Anweisung, teils, weil er deren hoffartige Herrin von Anbeginn an nicht hatte leiden können, teils weil er selbst nicht entscheiden konnte, was in die Reisekisten gehörte und wie der Zug zusammenzustellen sei. Wozu die Rappen, die in Trauerflor gehüllten Wagen, die mitziehenden Klageweiber, die in schmucklose schwarze Wämse gesteckten Pagen? Sie begleiten zwar einen Toten, aber nicht im Sarg. Die Fürstin trug ein Reisegewand und hatte für ihren Gemahl ein Gleiches angeordnet. Genau so hatten sie sich vor sechs Tagen für ihre Reise zu den Sachsen vorbereitet, nur war die Anzahl der Diener größer und anders war auch, daß die Herrin ihre gefederte Equipage zu Hause ließ und neben ihrem Gemahl zu sitzen wünschte. Der allerklügste Diwan käme damit nicht zurande, dachte Herr Léprádi, der, seitdem er von der Pforte zurückgekehrt war, sich insgeheim drei Ehefrauen im Hause hielt, und kratzte sich am Kopf. Der Fürst wurde von harten Kissen gestützt, er konnte weder nach links, rechts, oder nach vorne kippen. Das Toxikum hatte sein Gesicht verhärtet; es sah aus, als wäre es von Wind und Wetter gegerbt. Dem weichlichen, hinter seinem Rücken „Schnecke“ genannten Mann gewährte der Tod gnädigerweise, was er im Leben vergeblich angestrebt hatte. Wie ein echter Fürst saß er in seiner Karosse. Er wirkte stattlicher und fester, als der berühmte Graf Bazsányi, der Marmaroscher Magnat aus den Bergen, der in seinem weißen fuchskehlengefütterten Wams und dem edelmarderverbrämten Hut glanzvoll bei den Versammlungen einritt, auf denen es um die Zukunft des Landes ging. Das Gift, das in den Körper des Fürsten gelangt war, bewachte ihn unermüdlich und ließ, nachdem es das Leben vertrieben hatte, auch den Tod nicht herein; die Steuereintreiber der Verwesung kamen selbst nach einigen Tagen nicht zum Zuge. Nur durch Erschütterungen frei gewordene Gase wiesen auf die trotz allem einsetzende Umgestaltung der Materie hin; vor lauter Gestank schien die Kutsche zu schweben. Kata Szidónia gewöhnte sich bald daran und ließ sich klaglos beizen von dem Duftgemisch aus Urin, faulem Laub und Brühspeck, das die Lavendelzweige auf dem Boden der mit Saffianleder ausgekleideten Kisten verdorrte, sodann aus den Fenstern der Kutsche strömte, die Straßen verpestete und in feinen Schwaden noch viele, viele Jahre nach der Durchfahrt der Kutsche aus den Straßengräben aufstieg.

Kata Szidónia versuchte, sich in allem nach dem Leben und nicht nach dem Tod zu richten. Sie sprach ununterbrochen zu ihrem Gemahl, wenn sie aß, bot sie ihm auch etwas an. Manchmal fiel sie, schon über der Schwelle der Müdigkeit hinweggeglitten, in tiefe Bewußtlosigkeit und sog dann den Speichel, der ihr auf die Hand tropfte, erschrocken hoch, und kämpfte sich dermaßen in die wechselhaften Gefilde des Wachseins zurück. Könnte doch nur ihr Gefährte ebenfalls die klebrigen Laken des lähmenden Schlafes von sich reißen! Könnten sie doch noch einmal gemeinsam, Hand in Hand zurückkehren!

Weder Drohen noch Flehen hatten sie veranlassen können, ihren Gemahl zu beerdigen. Was geschehen ist, ist geschehen, wir haben seinen Mörder kurz und klein gehackt, laß uns, Schwägerin, den kalten Leichnam meines Bruders in gebührender Weise in das Grab legen, insistierte Graf Andreas. Kata Szidónia aber wurde nicht müde zu wiederholen, daß nicht der Tod, sondern ein hartnäckiger, irrer Traum in ihrem Gemahl Wohnung genommen habe, eine Folge von Fliegenstichen, die Fliegen seien mit den warmen Winden gekommen. Wie die Qualmwolken, die die Burg zu Fejérvár zu ersticken suchten, so wird auch der irre Traum von der Morgenröte vertrieben werden... Von welcher Morgenröte, du Hirnlose? Bischof Wenzel drohte ihr bereits mit dem Bann, sollte sie die irdische Staubhülle nicht ruhen lassen. Welche Gottlosigkeit! Gottlosigkeit, Gottlosigkeit, echoten die Herren, von der Büffeljagd heimgekehrt, die bischöfliche Sentenz. Die arme Fürstin sei in den tiefsten Abgründen der Verblendung versunken. Von dort wollten sie sie mit Gewalt herausholen, doch leider war die Frau schon über alle Berge, als man endlich so weit war. Die Herren schnappten hilflos nach Luft; fettes Fleisch und süßer Wein bremsten ihre Bewegungen, Schmalz verklebte ihre Gehirnwindungen, der Wein verdickte ihr Blut, sie aßen und tranken, die vielen Leibriemen und Joppen spannten und zwickten, ungeduldig sehnten sich die Schlemmer danach, sich endlich aus den Kleidern zu befreien, aufs Bett zu fallen und unter die Federdecke zu kriechen, doch konnten sie nicht einschlafen, sie wälzten sich ächzend herum, schlurften stöhnend zum Abtritt und preßten das viele traurige Purgament aus sich heraus, um sich dann mit denselben aufgeblähten Bäuchen wieder niederzulegen, gequält von stets aufquellenden Gasen. Sie berieten sich, fragten einander, was mit der Frau, was mit Zsigmond Schnecke geschehen sollte, was mit den anderen, in deren Herzen die Sehnsucht nach der Fürstenwürde Wurzeln geschlagen hatte, täglich setzten sie sich zusammen und hielten Rat im langsamen Schwinden der flüchtigen Dünste. Bischof Wenzel, ein ungesunder, trockener und daher auch regsamer Mann, führte eine Einzelaktion durch: er ließ einen blinden Zigeuner von außerhalb der Mauern der Oberstadt rufen, gab ihm Wein zu trinken, drückte ihm Geld in die Hand und überredete ihn so, die Leiche des Nachts aus dem Palast zu stehlen, sie irgend wohin zu

bringen, den Hunden vorzuwerfen oder zu begraben, in diesem Fall aber ohne den Kopf, der Zigeuner aber gab unverrichteterdinge Fersengeld, und bis sich ein anderer gefunden hatte, lenkten unvermutet aufgetretene Sorgen auch des Bischofs Aufmerksamkeit in eine neue Richtung. Die Herren, ganz im Fürstensuchen verloren, bemerkten verduzt, daß Graf István die Köpfe seiner Widersacher nunmehr in fürstlicher Gerichtsbarkeit abschlagen ließ. Wie durfte er es wagen, die schöne Adelsfreiheit so schändlich zu verderben, begehrt die Herren auf. Er knüpfte damit sich selbst und zukünftigen Generationen den Strick. Den Szeclern sollte Bescheid gegeben werden, im Komitat Háromszék fungierte János Nemes, in Csík János Daczó, in Udvarhelyszék János Bethlen und in Marosszék János Kornis als Komitatshauptmann, die Hauptmänner namens János werden wohl triumphieren. Das schaffe ich allein, polterte der schöne Bazsányi, der Held der Polenschlacht. Das schaffe ich, schaffe ich, echoten die Herren. Als István in Fejérvár einzog, verwandelte das Aufbegehren der Herren sich in stillen Schrecken, um anschließend in wohlklingende Unterwürfigkeit überzugehen. Bischof Wenzel veranstaltete eine Parade mit Feuerwerk, und den Festschmaus zeichnete eine solche Üppigkeit aus, daß ein jeder sich überfraß. Die Bader von Fejérvár hatten eine Woche lang alle Hände voll zu tun.

*Übersetzung von György Buda
aus „Bestiarium Transylvaniae“
Jelenkor, 1997*



Heike Flemming

Geboren und aufgewachsen in Deutschland lernte ich Ungarn, seine Sprache und Kultur über eine persönliche Beziehung kennen und lieben, infolgedessen ich neben dem Studium der Philosophie und Germanistik in Leipzig und Wien dem Erlernen der ungarischen Sprache und der Beschäftigung mit der Literatur dieses Landes viel Zeit und Aufmerksamkeit widmete. An Literatur und Sprache auch generell interessiert kam ich so zwangsläufig zum Übersetzen. Nach dem Diplom im Jahre 2005 setzte ich meine Studien im Rahmen der zehnmonatigen Hungarologieausbildung des Balassi Bálint Instituts Budapest fort (September 2005 bis Juni 2006), und vertiefte dabei auch die Auseinandersetzung mit dem Übersetzen ungarischer Literatur. Bei einem institutsinternen Preisausschreiben belegte ich mit der Übersetzung eines Ausschnitts des vorliegenden Textes den zweiten Platz. Des Weiteren wurde ich in das Übersetzerprogramm des Instituts aufgenommen (September 2006 bis Juni 2007) und erhielt vom Literarischen Colloquium Berlin ein Stipendium für dessen viermonatige Übersetzerwerkstatt (September bis Dezember 2006), in deren Rahmen ich nun das vorliegende Werk ins Deutsche übertrage.

Der Autor des Buches, Imre Oravecz, wurde 1943 in Szajla, Ungarn, geboren und zählt dort neben Dezső Tandori und György Petri zu den Protagonisten der 1970er Lyrikwende, mit der die ungarische Lyrik an die Entwicklung der westlichen Literatur nach dem zweiten Weltkrieg anschloß. Neben seinen zahlreichen Tätigkeiten als Dozent, Publizist und Redakteur ist Imre Oravecz vor allem Dichter und Übersetzer. Die Anerkennung seines Schaffens in Ungarn zeigt sich in zahlreichen Ehrungen und Preisen, ebenso war er 1989 Stipendiat des Berliner Künstlerprogramms des DAAD.

Der Band „September 1972“ erschien in Ungarn erstmals 1988 (seitdem 1993 und 2003 zwei Neuauflagen). Er enthält 91 Prosagedichte, die in ihrem Zusammenhang die Geschichte einer bzw. der Liebe überhaupt erzählen, aber auch unabhängig voneinander in sich selbständige Einheiten bilden. Formal trägt er die Merkmale postmoderner Lyrik, was sich in erster Linie im Medium des Prosagedichts ausdrückt: das Gedicht, das zur Prosa neigt und dennoch in hohem Maße versartige, gebundene, stark von Klang und Rhythmus getragene Rede bleibt. Dies schlägt sich vor allem in der eigentümlichen Verwendung der Satzzeichen nieder. Der postmoderne Charakter dieser Lyrik zeigt sich aber auch im Gebrauch alltagssprachlicher Formen und Wendungen. Inhaltlich geht es um eines der ältesten Themen des menschlichen Daseins – die Liebe, wobei auch hier der Ton des zwanzigsten Jahrhunderts erklingt, von der Liebe des modernen Menschen erzählt wird, als deren Stichworte radikaler Individualismus, Einsamkeit, Unsicherheit, Angst und Rollenspiel gelten können. Es handelt sich also um ein Werk, das zum einen als Beispiel für die Entwicklung der ungarischen Lyrik des 20. Jahrhunderts stehen kann, in dem sich zum anderen auch oder gerade deshalb die Lebens- und Gedankenwelt der modernen westlichen Zivilisation spiegeln, das zum dritten aber ebenso eines der ältesten Themen des Menschseins behandelt. Trotz des erwähnten Charakters aber, wodurch das Buch auch für das westliche Publikum interessant und lesenswert scheint (so ist es 1994 auf Englisch, 1999 auf Französisch und 2004 auf Italienisch erschienen), und trotzdem die Bücher der beiden anderen erwähnten Protagonisten der ungarischen Lyrikwende Übersetzungen ins Deutsche erfahren haben, ist das Werk von Imre Oravecz dem deutschen Publikum bisher unbekannt.

Heike Flemming
Balassi Bálint Intézet
Somlói út 51
H-1016 Budapest
Tel + 36 1 209 07 20
heike.flemming@web.de

Leseprobe

Imre Oravecz „September 1972“ (Auszüge)

Im Anfang war

das Du, war das Dort, war das Dann, war der blaue Himmel, war der Sonnenschein, war der Frühling, war die Wärme, war die Wiese, war die Blume, war der Baum, war das Gras, war der Vogel, war die Kraft, war der Mut, war die Entschlossenheit, war die Leichtigkeit, war das Vertrauen, war die Hingabe, war der Reichtum, war die Freude, war die Heiterkeit, war das Lachen, war der Gesang, war die Rede, war das Gebet, war die Huldigung, war die Verehrung, war die Eintracht, war die Süße, war die Reinheit, war die Schönheit, war die Bejahung, war der Glaube, war die Hoffnung, war die Liebe, war die Zukunft, bis dann aus dem Du sie, aus dem Dort hier, aus dem Dann jetzt, aus dem blauen Himmel schwarzer Rauch, aus dem Sonnenschein Regen, aus dem Frühling Winter, aus der Wärme Kälte, aus der Wiese Morast, aus der Blume dürres Kraut, aus dem Baum Asche, aus dem Gras Heu, aus dem Vogel Beute, aus der Kraft Schwäche, aus dem Mut Feigheit, aus der Entschlossenheit Unsicherheit, aus der Leichtigkeit Schwerfälligkeit, aus dem Vertrauen Mißtrauen, aus der Hingabe Selbstsucht, aus dem Reichtum Armut, aus der Freude Leid, aus der Heiterkeit Düsternis, aus dem Lachen Weinen, aus dem Gesang Krächzen, aus der Rede Stottern, aus dem Gebet Lästern, aus der Huldigung Fluch, aus der Verehrung Verachtung, aus der Eintracht Zwist, aus der Süße Bitterkeit, aus der Reinheit Schmutz, aus der Schönheit eine Kröte, aus der Bejahung Verneinung, aus dem Glauben Zweifel, aus der Hoffnung Verzweiflung, aus der Liebe Haß, aus der Zukunft Vergangenheit wurde, und das Ganze fing von vorn an.

Es war ein gewöhnlicher Morgen,

nicht früh und noch nicht spät, so eine Art Übergang zwischen Nacht und Tag, gleichwohl darin schon der Wunsch nach dem Wahrwerden der Hoffnungen dieses Tages lag und die Vorahnung auf das Zerrinnen der Hoffnungen dieses Tages, aber da du zu Hause warst, lindertest du durch deine Anwesenheit diesen Übergang, und das machte mich auf eine törichte Art heiter, und ich hatte ausnahmsweise das Gefühl, wenn ich etwas anfaßte, die Klinke, den Wasserhahn, die Tasse, die Zahnbürste oder das Messer, daß ich es dann faßte und nicht es mich erfaßte, eilig zog ich mich an, ich mußte irgendwohin, etwas erledigen, du

fügest, dich bückend, die Schlauchelemente des Staubsaugers zusammen und, in der Verrichtung der Arbeit vor mir hantierend, schicktest du dich an zu putzen, als mir plötzlich etwas in den Sinn kam, beziehungsweise kam mir etwas nicht in den Sinn, weshalb ich in Unterhosen und Unterhemd, so wie ich war, auf den Sessel vor dem Bücherbord stieg, um jenes Buch herauszusuchen und herunterzunehmen, in dem ich das Etwas nachschlagen könnte, und wie ich da oben mit hervorstehenden Rippen, mit eingezogenem Bauch stand, am obersten Rand deines Blickfeldes, im einfallenden, schrägen Licht, schautest du mich von unten unerwartet an und unerwartet erblicktest du, wie stark ich abgenommen hatte, und wie jemanden, der etwas verblüffend Neues sieht, was eben noch nicht war, jetzt aber auf einmal da ist, packte dich das Entsetzen, jedoch war jenes nicht neu, sogar allzu alt, das Stigma des Umhertreibens zwischen dem Wunsch nach dem Wahrwerden der Hoffnungen und der Vorahnung auf das Zerrinnen der Hoffnungen, das auch auf meinem Körper erschien und sichtbar wurde, wie eine augenfällige Abnormität, die man nicht mehr nicht bemerken kann.

Immer wieder

zurück will ich finden, zurück möchte ich fliehen in den Garten von S., unter die Tannen- und Platanenbäume, in die Kurhalle, hinter den verwahrlosten Tennisplatz, in die Nähe der Schwimmbecken außer Betrieb, in die Haselbüsche, zu den Berberitzensträuchern, auf die kiesbestreute Promenade, auf den lichtfleckigen Rasen, in die gemeinsamen Spaziergänge und Lungerstunden, die ziellosen Aufbrüche und Abbrüche, die bedeutenden Gespräche und Zeiten des Schweigens, die arglosen Bedenken und Entschlüsse, die kostbaren Erwartungen und Erfüllungen, das Glück der inneren Vereinigungen und äußeren Trennungen, doch umsonst taste und suche ich zwischen den Dornen der Enttäuschungen, den Brennesselblättern der Entsagungen herum, umsonst quillt aus meiner Hand das Blut, bedecken meine Haut Ausschläge, ich finde nicht an der Wand der Jahre den Eingang, ich entdecke nicht mehr das Tor, durch welches du mich herauslocktest und, der Versuchung des Fleisches folgend, mit dir nahmst auf den weltumspannenden Weg der Leidenschaft, von dem ich ausgeplündert, müde, allein zurückkehrte.

Ich gebe dir nicht recht,

aber ich verstehe dich, du bist ja keine junge, zügellos schöne, kesse Frau mehr, die ich nicht kannte, doch die ich mir anhand der Fotos vorstellen kann, deine Jugend ist verflogen, deine Schönheit wurde zahmer, deine Keckheit ist verschollen, du hast mehr graue Haare als nötig, viele Krähenfüße, und deine Bauchdecke, vom Austragen der Leibesfrucht geweitet, gewinnt auch nicht mehr ihre Elastizität zurück, und du hast einiges erlebt, Liebe, Ehe, Getrenntleben, Scheidung, doch du gestehst es dir nicht ein, verloren zu haben, sondern bleibst bei dem Mann, dessentwegen du irgendwann alles stehenließe, doch wenn es jetzt etwas gäbe, würdest du nichts mehr stehenlassen, und du willst nicht, daß das große Abenteuer deines Lebens seinen Sinn verliert, und mit ihm der Verlust, den du deinen Kindern verursachtest, und du willst nicht das sichere Alte gegen das unsichere Neue eintauschen, weil du denkst, daß keine Zeit mehr ist, neu anzufangen, ob gut, ob schlecht, man kann es nur noch fortsetzen und wie der Schiffbrüchige das Trinkwasser sorgsam die Jahre einteilen, und was die Jahre versprechen, die Ruhe, Stille und Weisheit, und akzeptieren, was sie bringen, und nicht fordern, was sie schuldig bleiben, sich in das Unabänderliche fügen, sich schließlich mit dem, was ist, ganz abfinden und begnügen bis zum Ende, das noch fern scheint, und vielleicht wirst du recht haben, obwohl sich alles in mir dagegen sträubt, kann sein, daß auch ich einst so handle an der Seite einer anderen Frau, wenn auch ich alles auf eine Karte setze, und verliere, und vielleicht versteht auch mich dann jemand, wenn er mir auch nicht recht gibt.

Meine Zeit verrinnt,

mit jedem Tag, jeder Stunde, jeder Minute wird sie kürzer, meine Einsamkeit vollständiger, mein Verstand klarer, meine Last leichter, noch ein Jahr, noch zehn, noch zwanzig, über den Häusern, den Fabriken, den Silos, jenseits der Bergkuppen, jenseits des irdischen Daseins verheißender, weiter Glanz, schon glaube ich das Ende des Weges zu sehen, auf dem ich bis hierher gekommen bin, ohne dich, noch sind meine Triebe wüst, noch hat mich die Sehnsucht in ihrer Gewalt, noch mißbrauche ich meinen Körper, mitunter noch benutze ich zu gemeinen Zwecken meine Gedanken, jede Nacht schrecke ich auf deinem ausgekühlten Platz hoch, und ich weiß nicht, wo ich bin, ich suche meinen Sohn und zittere, wenn er nicht bei mir ist, die Seele voll Sorge und Furcht liegt noch auf mir, noch arbeitet in mir die Selbstsucht, der Ehrgeiz, manchmal noch überwältigt mich das Selbstmitleid, vieles, das schnell verdirbt, angefressen wird, ist noch in mir, noch hängt sich an mich, zieht mich zurück, was ich von der Welt nicht begreifen kann, aber es ist nicht mehr so wie früher, ich täusche mir nichts mehr vor, ich hoffe nicht, ich weiß, daß man an nichts mehr etwas ändern kann, es wird alles immer so sein, du kannst tun, fühlen, sagen, was du willst, von mir perlt alles Komplexe, Wichtige, Persönliche ab, nur noch die einfachen, belanglosen und verständlichen Dinge interessieren mich, der Steine Form, der Wolken Fliehen, des Windes Brausen, der Wasser Fließen, des Feuers Glühen, der Pflanzen Leben, der Tiere Tod, solche und ähnliche.

*Übersetzung von Heike Flemming
„1972. szeptember“
Jelenkor, 2003*



Das HuBook Heft n°4 ist ein Beitrag zum Kulturjahr Ungarischer Akzent 2006 – 2007.

Das ungarische Ministerium für Bildung und Kultur veranstaltet in Deutschland seit dem 9. März 2006 ein groß angelegtes, sämtliche künstlerische und kulturelle Zweige involvierendes Festival, das voraussichtlich bis zur Eröffnung des neuen Gebäudes des Collegium Hungaricum Berlin 2007 andauern wird. Die Veranstaltungsreihe, die unter der Schirmherrschaft der Staatsoberhäupter beider Länder steht, gliedert sich in die Tradition bereits gelungener europäischer Kulturjahre ein. Mit dem Titel des Kulturjahres – Ungarischer Akzent – wird nicht nur auf den in Deutschland wohl bekannten gesprochenen ungarischen Akzent angespielt, sondern gleichzeitig auch auf die Struktur der Veranstaltungsreihe. www.ungarischerakzent.hu

MKKE – Vereinigung der ungarischen
Buchverlage und Vertriebsunternehmen
www.mkke.hu

Stiftung Ungarisches Buch
und Fonds für Übersetzungsförderung
www.hungarianbookfoundation.hu

Redaktion Valéria Lengyel, Emilia Nagy und Dr. György Fehéri

Gestaltung Anna und François *Arbeitsgemeinschaft

Druck Ruksaldruck GmbH www.ruksaldruck.de

V.i.S.d.P. Valéria Lengyel, Emilia Nagy und Dr. György Fehéri

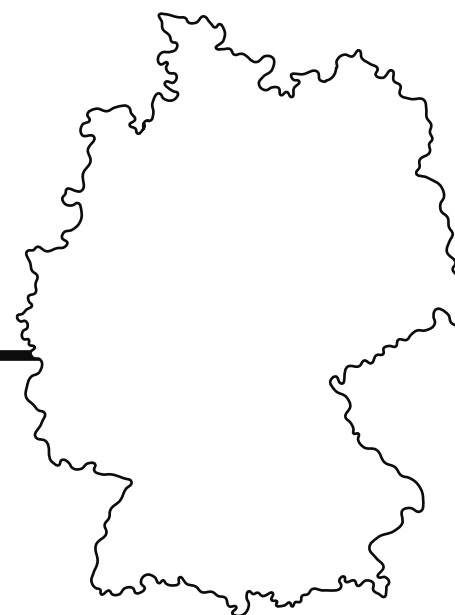
Herausgeber Buchinformationsbüro HuBook © 2006 – mit der Unterstützung des Ministerium für Bildung und Kultur Budapest, der MKKE – Vereinigung der ungarischen Buchverlage und Vertriebsunternehmen, und des Collegium Hungaricum Berlin.



HuBook Hungarian Book Information

Alles über ungarische Literatur und ihre Wege nach Deutschland

Collegium Hungaricum Tel +49 30 24 78 11 14 hubook@hungaricum.de
Karl-Liebknecht-Str. 9 Funk +49 172 959 01 27 www.hungaricum.de/hubook
D - 10178 Berlin Fax +49 30 242 34 47



**Bundesrepublik
Deutschland [D]**
Fläche: 357.000 km²
Einwohner: 82.425.000
Hauptstadt: Berlin
Sprache: Deutsch
Währung: Euro